

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang.

Angegeben am 13. April 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N^o 28.

Das Buch Sirach.

Reichthumnovelle von Gottfried Böhm.

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11./VI. 70.

(Schluß.)

Eines fehlt noch, um das Maß der ehelichen Unerträglichkeit voll zu machen, und auch dieses eine trat zum übrigen hinzu. „Gute Freundinnen“ hinterbrachten Urjel, daß Sigt an anderen Weibern mehr Gefallen finde als an ihr, und daß er insbesondere die Wirthin vom goldenen Stern, einer Weintneipe, in der er Stammgast war, über Gebühr auszeichne. Man wollte ihn einmal gesehen haben, wie er einen Kuß auf ihren lachenden Mund gedrückt, und viele Stunden verplaudere er allein in ihrer zweideutigen Gesellschaft.

Diese Nachricht brachte Urjel vollends außer sich. Sie, die so kalt schien, war von einer Eiferjucht, welche die Leidenschaftlichsten in Schatten stellte. Darauf hin wurde sie ordentlich mittheilnehmend und suchte den Umgang der Nachbarinnen, die schadenfroh das Feuer schürten, indem sie ihr neue Details zutragen. Nach ihren Reden zu schließen, fing das Verhalten Sigts an, öffentliches Aergerniß zu geben. Urjel wußte sich ihres Jammers kein Ende. Vergebens sah sie sich nach einer Stütze um; ihre bisherige Schroffheit rächte sich nun an ihr: sie stand allein.

Da, in der äußersten Noth kam ihr der Gedanke, sich an ihren Weichtwater zu wenden. Sie war von jeher, wenn nicht eine eifrige Christin, so doch eine eifrige Kirchgängerin gewesen und hoffte instinktiv von der Seite her Hilfe, mit der sie so lebhaft das Gefühl der Zusammengehörigkeit hatte.

Der Geistliche hörte sie etwas zerstreut an. Solche Verhältnisse wurden ihm tagtäglich zu viele vorgetragen, als daß er für das einzelne ein allzu reges Interesse übrig gehabt hätte. Er frug Urjel, ob denn ihr Mann gar keine Religion mehr habe, und als sie ihm gestand, daß er, so lange sie ihn kenne, in keine Kirche gekommen sei, gab er ihr den Rath, ihn wieder auf den Weg des Heils zurückzuführen, indem sie manchmal ein Lied mit ihm sänge, ein Gebet mit ihm spreche oder ihm ein Kapitel aus der heiligen Schrift vorlese.

Die Befolgung dieses gutgemeinten Rathschlages konnte schon deshalb keinen Erfolg haben, weil Urjel, wie man zu

sagen pflegt, mit der Thüre ins Haus fiel. Allabendlich fing sie nun laut und inbrünstig an zu beten, des Sonntags sang sie mit schmetternder Stimme ein Kirchenlied und las dann ein Kapitel aus der Bibel vor, so ernst und feierlich, als wolle sie ihrem Gatten, wie er sich ausdrückte, „den Teufel austreiben“.

Anfangs zuckte Sigt die Achseln, dann hielt er sich die Ohren zu, endlich verbat er sich ein solches Gebahren allen Ernstes, und als Urjel ihn frug, ob ihm denn der Sinn für das Heilige und Ueberirdische ganz abhanden gekommen, und ob er sich denn gar nicht seiner Sünden fürchte, lachte er höhnisch vor sich hin und sagte, von der ganzen heiligen Schrift gefalle ihm am besten das Büchlein Sirach; da seien Kernwahrheiten darin enthalten und nur schade, daß der Mensch dies immer erst einsehe, wenn es zu spät sei. Mit diesen Worten nahm er die Bibel an sich und, indem er den Ton von Urjels Stimme nachäffte, las er:

„Ich wollte lieber bei Löwen und Drachen wohnen, denn bei einem bösen Weibe.“

Wenn sie böse wird, so verstellst sie ihre Geberde und wird so scheußlich wie ein Sad.

Ihr Mann muß sich ihrer schämen, und wenn man es ihm vorwirft, so thut es ihm im Herzen weh.

Alle Bosheit ist gering gegen Weiberbosheit.

Wenn ein Weib den Mann reich macht, so ist da eitel Haber, Verachtung und große Schmach.“

Sigt suchte noch weiter nach solchen Kraftstellen, die ihm in der That auf den Leib geschrieben zu sein schienen; aber ehe er wieder antknapfen konnte, wurde er in seinem Beginnen von Urjel gewaltsam unterbrochen.

Als sie sah, wie man sie aus dem Buche selbst widerlegte, mit dem sie ihn hatte überwinden wollen, daß man auf sie, die sie doch so rechtschaffen und gottesfürchtig zu sein wähnte, mit einem Schein von Berechtigung das schlimmste Verdict der Schrift anwandte, da kam über sie, wie sie selbst schilderte, ein unbeschreiblicher heiliger Born; ihrer selbst nicht mehr mächtig,

entriß sie dem Frevler die schwere messingbeschlagene Bibel und schleuderte sie ihm ins Gesicht, daß ein schwarzer Blutstrom aus Mund und Nase quoll.

Damit schien das Maß voll zu sein. Sirt setzte sich nicht zur Wehr; er sprach kein Wort. Gleich wie ein Leichentuch erhob er sich von seinem Sitze und wischte sich das reichlich fließende Blut aus dem Gesicht.

Von dieser Stunde an war er wie umgewandelt. Er berührte keine seiner Kriegswaffen mehr, mit denen er bisher so gern geprunkt hatte; er ging selbst nicht mehr in die Wirthshäuser und es war, als ob er das Antlitz der Menschen scheue. Ein finsterner Ernst, eine erschöpfende Traurigkeit verbreiteten seitdem ihre Schatten über seine einst so heitere Gestalt, stundenlang saß er schweigend in einem Winkel und „hinirte so still vor sich hin“.

Auf Ursels Fragen nach seinem Vorhaben stand er nicht Red' noch Antwort, aber sie fühlte, daß er etwas Entsetzliches im Schilde führe. Obwohl er sich damals äußerlich so lenksam und nachgiebig erwies wie nie zuvor, bangte ihr doch unfähig vor ihm, und sie verschloß des Nachts ihre Kammerthür, gleich als sei er im Stande, Hand an sie zu legen.

Dieser entsetzliche Zustand dauerte eine lange bange Woche. Für den darauf folgenden Sonntag hatte sie sich nach einer schlaflosen Nacht vorgenommen, eindringlich mit ihm zu reden und ihm noch einmal beweglich sein Unrecht vorzustellen. Denn daß sie ganz allein im Rechte und er ganz allein im Unrechte sei, das glaubte sie noch immer festzusetzen, wenn sie vielleicht auch zugestand, die Grenzen der erlaubten Selbsthilfe einigermaßen überschritten zu haben.

Als sie jedoch in dieser veröhnlichen Absicht die Stube betrat, saß Sirt nicht auf seinem gewöhnlichen Plage. Er war auch nicht in seiner Kammer und nicht in Hof und Garten. Ursel machte sich daran, die Stube festtäglich zu säubern. Ihre Gedanken freilich waren nicht bei der Arbeit, und des öfteren geschah es ihr, daß sie mitten in ihrer Beschäftigung innehielt und wie vertieft ins Leere starrte. Dann setzte sie sich und wartete, bis er etwa von einem frühen Gange heimkehren möge.

Der Morgen verging im Nu; die Mittagsstunde schlug vom Thurm; unberührt stand der dampfende Sonntagsbraten auf dem Tische. Der Nachmittag warf seine längeren Schatten durch die kleinen runden Buzscheiben der Stube, und noch immer kam Sirt nicht. Da stieg eine beklemmende Angst in ihrem Herzen auf, und als die frühe Dämmerung des Winterabends anbrach, litt es sie nicht länger im Hause. Ohne sich klar zu sein, wohin sie wolle, ging sie auf die Straße. Am Fenster des goldenen Sterns lauschte sie, ob sie nicht seine Stimme vernähme, Bekannte von Sirt, die ihr begegneten, fragte sie, ob sie ihn nicht gesehen hätten, und auch bei den Thoren erkundigte sie sich, ob er sie nicht passiert habe.

Niemand hatte ihn gesehen, niemand wußte Aufschluß über ihn zu geben. Jögernd lenkte Ursel ihre Schritte wieder heimwärts zu dem Hause mit den drei Schwertern. Der Weg führte sie über eine Brücke. Unwillkürlich warf sie einen schönen Blick in den Fluß, als suche sie das Bild des Verlorenen in der matt erleuchteten Flut.

Aber schnell vertriehte sie diesen Gedanken wieder und klammerte sich an rege Hoffnungen fest. Sie lauschte auf jeden Ton in ihrem Hause, auf das Picken der Uhr, das Raseln der Ratten, den Rumor der Fledermäuse im Giebel; auf jeden Schritt verspäteter Wirthshausgänger, der des Nachts durch die stillen Straßen der Stadt hallte. Alles kam und ging den gewohnten Gang, nur Sirt Dornbüsch war und blieb verschwunden!

Dies waren zusammengestellt und erläutert die Aussagen, welche die Schwerturjel halb unter lauten Selbstanklagen, halb mit Beschönigungsversuchen auf dem Rathhause zu Protokoll gab. Darauf war sie wieder in ihr provisorisches Gefängniß zurückgeführt worden, und man hatte bei so mangelhaften Indicien von der Anwendung der hollter Umgang nehmen zu sollen geglaubt.

Auf die Mehrzahl ihrer Richter hatten ihre Worte im

Großen und Ganzen den Eindruck der Wahrheit gemacht, aber sie ahnte nicht, daß, indem sie zum Zweck ihrer Vertheidigung ihrem Redestrom abermals einen so freien Lauf gönnte und die feinsten Beziehungen ihres Familienlebens bloßlegte, sie die Maschen eines neuen Netzes über ihrem Haupte zusammenzog und eine neue Schmach über ihr Haus heraufbeschwor.

Männer verschwinden nicht wie Rauch und Dampf in der Luft, ohne Spuren zurückzulassen, und da solche sich auch unterdessen trotz der eifrigsten Nachforschungen nirgends in der Stadt gezeigt hatten und die Thorschwächer auf das energichste auf ihrer Aussage beharrten, es sei bei der strengen Kontrolle, der in den unruhigen Zeitläuften jeder Passant unterzogen wurde, nicht denkbar, daß Sirt Dornbüsch „ihnen ausgekommen“, lag es nahe genug, nachdem der Verdacht des Mordes fallen gelassen war, an Selbstmord zu denken. Diese Annahme, zu der schon die Enthüllungen Ursels über die zerrütteten Verhältnisse ihres Hausstandes und das tiefjünnige Gebahren ihres Mannes in den letzten Tagen seiner Anwesenheit mancherlei Anhaltspunkte boten, wurde noch durch die Aussage eines Zeugen wesentlich bekräftigt, der sich, angeregt durch das viele Gerede, welche die Sache von sich machte, auf einmal befand, in der Nacht vor dem Verschwinden Sirts ein ganz merkwürdiges „Plumpfen“ in dem sogenannten Judenbrunnen vernommen zu haben. Die Stadtkammerknechte bemerkten außerdem am folgenden Morgen frische Fußspuren in dem nassem Schnee, die von dem Hause Ursels nach dem Judenbrunnen auf dem „Pläzchen“ führten, und da unterdessen Kälte eintrat, einfroren und so noch einige Tage lang konstatirt werden konnten. Diese Fußspuren aber waren schon darum bedenklich, weil der Brunnen seit unvorstelllichen Zeiten nur mehr in Ausnahmefällen, wie bei Feuersbräunten und dergleichen, benützt wurde.

Bei so gravirenden Neben Umständen hielt der Rath eine Augenscheinnahme für angezeigt. Eine Gerichtskommission begab sich mit Stricken und Laternen bewaffnet an Ort und Stelle, und unter ziemlichem Vorlauf der Bevölkerung machte man sich an das traurige Werk.

Der Judenbrunnen lag abseits von der breiteren Straße auf einem kleinen viereckigen Plage, den von drei Seiten hohe Gasmanuern und ein verwitterter Stadel einschlossen. Es war ein ziemlich großer offener Ziehbrunnen im Stil der alten Zeit, der mit seinen korinthischen Säulen, ohne die niedere Mauer an seinem Rande und das spitzige Dach mit der Windfahne beinahe wie ein griechischer Göttertempel ausgesehen hätte. Sein zerfallenes ruinenartiges Aeußere paßte trefflich zu den graustichen Geschichten von Juden, die ihn zur Zeit einer Pest vergiftet haben sollten und zur Strafe dafür in seine unergründlichen Tiefen gestürzt worden waren. Eine That von sozialpatriotischer Härte mochte es außerdem noch sein, daß der Brunnen zu denen gehörte, auf deren Grunde man wegen ihrer Tiefe die Sterne am Tage sehen konnte.

Bekanntlich war der Selbstmord in den Anschauungen und nach den Gesetzen des Jahrhunderts, in welchem unsere Geschichte spielt, ein Frevler, der auch nach dem Tode gerächt werden mußte. Der entsetzte Leichnam dessen, der selbst Hand an sich gelegt hatte, wurde zum Schmerz und zur Schmach der Seinen vom Henter mit Stricken unter der Thürschwelle hinweggezogen oder durch das Fenster herabgelassen und alsdann „unter dem Galgen“ wie ein Hund begraben.

Aber soweit war die Sache noch nicht gediehen. Man wollte heute nur den Augenschein, visum et respectum nehmen, und die gefürchtete Gestalt des Freimanns schloß darum auch unter dem Komitat der Gerichtspersonen. Es wurde für genügend erachtet, eine Laterne in den Brunnen hinabzulassen, und bei ihrem Scheine zeigte sich denn auch bald auf dem Grunde desselben eine Masse, die mit einem menschlichen Körper sehr viel Aehnlichkeit hatte. Einige wollten den Zipfel von Sirt Dornbüschs grauem Mantel deutlich erkennen, andere seine Statur, mehrere sogar sein Gesicht, und als der Büttel aus speziellem Eifer mittelst einer Hade ein Barett emporsichte, das allgemein als das Sirts erkannt wurde, schwand vollends jeder Zweifel.

Ein sehr langes und sehr ausführliches Protokoll wurde

sofort an Ort und Stelle aufgenommen, unterzeichnet und besiegelt, und beruhigten Gemüthes verjüngte sich alsdann die hohe Gerichtskommission wieder auf das Rathhaus zurück. Dort wurde Urjel aus ihrem Gefängniß herbeigerufen und ihr mit der pedantischen Umständlichkeit des alten Gerichtsverfahrens der Inhalt des Protokolls bekannt gegeben.

Sie hatte im Gefühl ihrer Unschuld der Folterqual tragisch ins Auge geichaut; angeichts der Gewißheit vom Selbstmorde Sirts fühlte sie zum ersten Male ihre Kraft zusammenbrechen. Ein Schwindel lief durch ihren Körper, und sie stützte die Hand auf die Gerichtsschranken.

Die höchste Schmach, die ein Familienglied und in ihm eine ganze Sippe betreffen konnte, blieb ihr also vorbehalten, ihr, die sie stets so stolz auf das Ansehen ihrer Familie sich gezeigt, das der wachende Besitz von Jahr zu Jahr erhöht hatte! Was war im Vergleich damit selbst die Anklage auf Mord gewesen, da ihre Unbegründetheit ja doch zu Tage kommen mußte, wenn es einen Gott im Himmel gab? Und nicht die Schen vor äußerer Entehrung allein machte sie bei dem Gedanken eines unehelichen Begräbnisses des Gatten erschauern; war es nicht, als werfe es einen Schatten der ewigen Verdammniß voraus, als bilde es ein Präjudiz der weltlichen Gerechtigkeit gegenüber der Barmherzigkeit des Himmels?

Stolz und Sicherheit vergingen ihr nun mit einem Male. Jenes starre eiserne Weib, das sich bisher so unnahbar aufrecht erhalten, fiel demüthig ihren Richtern zu Füßen und flehte, ihr und ihrem Hause eine Schmach zu erlassen, die von sich abzuwenden oft zu entehrender Todesstrafe verurtheilte Verbrecher nicht ohne Erfolg mit rührender Inständigkeit gebeten.

Und fast unerbittlich schienen die Richter in diesem Punkte. Die Geistlichkeit nahm es allzu streng damit, und die Nachbarchaften erwiesen sich hierbei immer gar sehr protestirlich und vermeinten, daß dergleichen Körper in geweihter Erde nichts als Unheil, Schauer und Hochwetter zu verursachen pflegten. Schwer war auch in der Regel der Beweis zu erbringen, den Paragraph 135 von Kaiser Karl V und des heiligen römischen Reiches peinlicher Halsgerichtsordnung für diesen Fall vorschrif: „Daß nämlich, wer sich selbst ertödtet, aus Krankheit des Leibes, Melancholy, Gebrechlichkeit des Sinnes oder anderen dergleichen Blödigkeiten gehandelt.“

Mit Mühe gelang es den Bitten Urjels, dem Ansehen ihrer Familie und auch dem guten Andenken ihres Vaters, diesen Widerungsfall als für sie gegeben annehmen zu machen, und es wurde ihr endlich gestattet, den Leichnam ihres Mannes von anderen als entehrenden Frohnshänden aus dem Brunnen ziehen zu lassen und ihm, wenn nicht ein Grab in geweihter Erde, so doch ein „eheliches“ zu geben. Daran aber wurde die ausdrückliche Bedingung geknüpft, daß alles binnen zwei Tagen gechehen sein müsse, und daß mit dem dritten der Henter wieder in seine Rechte eintreten solle. Darauf hin wurde sie noch spät abends ihrer gefänglichen Haft entlassen.

Aufrechten Hauptes schritt sie durch die Büttel und Rathsdienere die Treppe des Rathhauses hinunter, durch die dunkelnden Straßen der Stadt, wo da und dort ein verwunderter Blick ihr Angesicht streifte. Mechanisch öffnete sie die Thüre ihres Hauses, machte Licht in der kalten Stube und ließ sich dann schlaf auf die Bank vor dem Tische niedersinken. Das Haupt fiel ihr schwer und bleiern in die Hand; die Augen starrten sie immer in ein und derselben Richtung. Regungslose Ruhe umgab sie, und eine Art von gedankenvoller Erstarrung umspann ihre Seele mit geheimen Fesseln.

So war er ihr dem entflohen durch das dunkelste Thor, dessen Flügel sich vor keinem mehr öffnen, hinter dem sie sich einmal geschlossen! Und so war ihre Nähe, der Umgang und die Ehe mit ihr in der That so schrecklich, so unerträglich gewesen, daß er ihr die gewaltsamste Lösung vorziehen mußte? Ein Gefühl schmerzvollen Ungeliebtheits und tiefer Verlassenheit schnitt ihr durch die Seele. Es war ihr immer gewesen, als habe sie Sirt lieben wollen; nun wurde sie an sich inne, daß sie ihn wirklich geliebt habe. Das Eis schmolz, und was sie nicht gethan am Grabe ihres Vaters, beim Zusammenbrechen

ihres häuslichen Glücks und Wohlstands, angeichts des Blutgeräus und der öffentlichen Entehrung, jetzt that sie es, hier in den verdöbeten Räumen, wo alles sie an den Verlorenen erinnerte; sie weinte, sie beweinte den Todten. Was Schmerzvolles er ihr zugefügt, war wie weggewischt aus ihrer Erinnerung, nur die schönen Züge seines Wesens standen leuchtend vor ihrem inneren Blick, und auch Urjel erfuhr an sich in dieser harten Stunde, daß das Grab eine Grube ist, die das erfahrene Leid verschlingt und bedeckt, und ein Hügel, aus dem die besseren und besten Erinnerungen neugrünend sprossen. Und wenn ja die Reihe heller Bilder ein Mißklang unterbrach, so waren es eine leise Selbstanlage, beginnende Gewissensbisse und der Anseh einer quälenden Reue.

Dies alles machte sie denn auch wieder unruhig und entriß sie der bitterrühen Dilllosigkeit eines aufweichenden Schmerzes. Sie erinnerte sich, daß das Schicksal noch eine That von ihr verlangte. Wohl war es ihr bewußt, daß es nicht allzu leicht sei, Leute zu finden, die bereit wären, für den Freimann einzutreten, denn die Grenzlinie zwischen den ehelichen und unehelichen Gewerben war eine scharfe und streng beobachtete, und besonders erwies sich die Schen der „Ehlichen“ in jenen vorurtheilsvollen Zeiten vor der Verührung alles dessen, was irgend wie zu der Domäne des anrühligsten aller Menschen, des Scharfrichters, gehörte, um so stärker, als dergleichen Verührungen die eigene Unehelichkeit zur Folge haben konnten. In den, in den letzten Jahren vorgefallenen Präcedenzfällen hatte sich denn auch in der Stadt selbst niemals jemand gefunden, der gewagt hätte, das Begräbniß von Selbstmördern auf sich zu nehmen. Selbst der verachtete Büttel wollte sich nicht dazu hergeben, und so blieb, wenn es gelang den Freimann zu umgehen, nichts anderes übrig, als einige arme Soldner vom Lande herbeizurufen, und selbst diese vollbrachten die ihnen aufgetragene Verrichtung, wie die Chroniken berichten, um allen Folgen auszuweichen, nur vernunmt.

Auf dergleichen Leute rechnete nun auch Urjel. Bejaß sie doch einen Schlüssel zu dem rauhen Herzen solcher Menschen, der fast nie verlagert: die Schagelder ihres Vaters waren noch unberührt. Der Gedante, daß sie dieses ominöse Streitobjekt zwischen sich und ihrem Gatten nun doch noch zu dem Beiten des letzteren anwenden könne, berührte sie befreiend wie eine Sühne. Leise schob sie die Truhe hinweg, öffnete den geheimen Wandschrank — was war das? — ihr Odem stockte; sie suchte mit fieberhafter Hast im Dunkel. Vergebens! Der Sad war verschwunden; sie war während ihrer gefänglichen Haft befohlen worden!

Diese Entdeckung traf sie wie ein Donnerchlag und schien allem von ihr bisher Erhaltenen die Krone aufzusetzen. Von jeher hatte sie den Besitz geliebt und war stolz darauf gewesen; nun lernte sie ihn zum ersten Mal schäben, nicht um seiner selbst willen, sondern als Mittel zum Zweck. Sie dachte in diesem Augenblick nicht an die Schwierigkeiten und die Dual vollständiger Mittellosigkeit, aber die Vorstellung, daß ihr Gatte der dargebotenen Möglichkeit eines ehelichen Begräbnisses nun um schüden Geldes willen verlustig gehen sollte, war ihr nicht nur unerträglich wegen der damit verbundenen Verunglimpfung ihrer Familie, sondern in Folge eines herzlichen Mitleids mit dem Verbliebenen, den trotz seiner Verirrungen ihr Herz von so schwerer Schuld und Strafe frei sprach.

Doch was in aller Welt sollte sie beginnen? Die Erfahrungen der letzten Zeit hatten sie gelehrt, daß in dem Gedankenanstanz mit schadenfrohen Nachbarinnen kein Trost zu finden sei; ihre Beziehungen zu ihren wenigen entfernten Verwandten in der Stadt waren zum Theil gespannt, zum Theil längst abgebrochen, sie besaß niemand, an den sie sich in ihrer Bedrängniß mit der geringsten Aussicht auf Erfolg hätte wenden können und mögen. Einen Augenblick dachte sie an den Verkauf ihres Hauses. Aber sie bedurfte einer schützenden Hülle ihres Schmerzes und ihrer Schande, und hatte sie Aussicht, in Zeitaläufen allgemeiner Verarmung so plötzlich einen Käufer zu finden?

Die Zeit drängte. Der Büttel hatte im Auftrag des Rathes schon am ersten Tage angefragt, wann das Werk ge-

schehen werde, und vom Morgen des zweiten an umstrich die unheimliche Gestalt des Freimanns, der allzu eifersüchtig über die Aufrechterhaltung seiner obösen Privilegien wachte, den Brunnen; ja gegen Abend wagte er sogar sein großes allbekanntes Messer tief in die Thürpfosten von Ursels Haus zu stecken, zum Zeichen, daß hier seine Gerechtfame verletzt werden solle.

Eine jähe Entrüstung darob stieg in Ursels Seele auf und mit ihr ein Gedanke der Rettung. Konnte sie nicht sich selber helfen, da alles sie verließ? Hatte sie es bisher nicht stets so gehalten in allen Dingen und war sie nicht immer am besten dabei gefahren? Zuerst wies sie den Gedanken wieder von sich. Sie schauerte vor dem gräßlichen Werk und dachte der Gefahren, denen sie sich dadurch aussetze. Würde sie nicht durch diese Handlung „unehrlich“ in aller Augen, so daß jeder fortan von ihr wie vor einem Aussätzigen zurückwich; ginge sie dadurch nicht vollends des letzten Restes äußeren Ansehens verlustig? Aber dann faßte sie den Gedanken gleichsam fester und unerchrockener ins Auge. Was dagegen sprach, waren doch schließlich nur Rücksichten äußerer selbstthätiger Natur, die vor den höheren Anforderungen zurücktreten mußten. Sie kannte keinen anderen Weg, ein tiefes Bedürfnis ihres Herzens zu befriedigen und eine heilige Pflicht zu erfüllen, und so beschloß sie denn, ihn einzuschlagen, mochten seine Folgen sein, welche sie wollten.

Es ist das Eigenthümliche starker Naturen, wie der Ursels, daß sie nicht mehr rückwärts blicken, wenn sie einmal mit sich selbst im Reinen sind. Stumm und fest ging sie an die Ausführung des Werkes und schaffte alles herbei, was dazu nöthig war. Bei ihrem Hause selbst befand sich eine Strickleiter, welche zu Dach- und Brunnenreparaturen benützt zu werden pflegte. Diese suchte sie herbei und steckte eine frische Kerze in die Feuerlaterne. Dann setzte sie sich vor das niederbrennende Feuer ihres Herdes und wartete.

Die Nacht brach frühe an. Es war eine Winternacht von kalter, menschenfeindlicher Schönheit. Am hellblauen Himmel mit den sanften Lämmervölkern stand der Mond von einem farbigen Hof umgeben und warf seinen Schein in die stillen Gassen der Stadt und auf die hohen Giebelhäuser der Häuser, daß sie erstrahlten wie schimmerndes Eis. Seltsam kontrastirten mit seinem fahlen bläulichen Licht die erleuchteten Fenster, die wie schlaflose geröthete Augen in die Schneelandschaft hinausstarrten. Nichts war dunkel draußen, als die länglichen Schatten der Häuser und die entlaubten Aeste der Bäume. Der Schnee marckte zu den Füßen der Wanderer, und manchmal klang das helle Glöckengeklirr heimwärts eilender Schlitten oder der laute Knall einer Heppelische durch die ruhige klare Luft.

Ursel wartete, bis all diese Geräusche erstorben waren. Manchmal blickte sie nach dem Monde, als wüßte sie, er möge sein Antlitz hinter den Wolken verbergen; aber er schien Jenseit zu wollen von dem, was bevorstand; manchmal auch blätterte sie mit unsicherer Hand in ihrem Andachtsbuch; aber ihre Blicke glitten schein über die großgedruckten Sterbegebete hinweg. Endlich schlug die Uhr draußen zwölf. Seufzend und mit Selbstüberwindung erhob sich Ursel von ihrem Sitze, nahm die Strickleiter über den Arm und verließ das Haus.

Auf den Straßen war es nun ganz still und öde geworden. Die Augen der Häuser hatten sich geschlossen, jede Helle war erloschen, und nur das einsame Licht der Wächterstube auf dem Thurm leuchtete noch wie ein Stern.

Ursel ging muthig fürbaß. Durch die Herrengasse, um die Ecke auf den Judenbrunnen zu. Er lag im Schatten, und wie eine leere schwarze Augenhöhle starrte seine Oeffnung der Angewandten entgegen. Sie setzte sich auf den Rand der niederen Mauer und blickte hinab. Von da herauf also sollte sie ihn holen, aus diesem dunklen Schachte, in dem man am Tage die Sterne des Himmels sehen konnte! Alle unheimlichen Gestalten, welche die Volksfrage an diesen Brunnen knüpfte, undrängten sie; aber sie hatten keine Macht über ihr Gemüth. Ruhig maß sie die Tiefe mit ihren Blicken und warf dann die Leiter vorsichtig hinab, nachdem sie ihre Enden an Haken in der

Mauer befestigt hatte. Seit Jahren war die Leiter nicht mehr im Gebrauch gewesen, und ihre Sprossen fühlten sich zum Theil morsch genug an. Wenn sie brachen, wenn ihr Fuß ausglitt, wenn ihre erstarrten Hände nicht Stand hielten? Was verlor sie alles ihr? Was war ihr mehr die Welt und das Leben! Mit einer gewissen Pflöchtigkeit schwang sie sich auf die erste Sprosse der Leiter und stieg in die Tiefe.

Unten angekommen, blickte sie um sich. Da lag, eine Armlänge von ihr getrennt, in dem stillen mattenleuchteten Wasserpiegel eine träge Masse. Dies also sollte seine einst so heitere Gestalt sein, noch kaum berührt von dem Zerstörungswert des Todes! Denn der Leib eines Selbstmörders fault ja nicht in der Erde; er wird immer härter, und die Würmer können ihn lange nicht anfressen. So lautete der Volksglaube, und Ursel theilte ihn mit ihren Zeitgenossen. Abgewandten Gesichts griff sie nach der Masse, hob sie in die Höhe und fand, daß sie leicht war; nicht so schwer wenigstens, als sie sich gedacht hatte. Sie ließ wieder ab davon, und der Körper fiel plätschernd in das Wasser zurück. Erstaunt horchte sie auf. Hatte es nicht etwas wie einen metallenen Ton von sich gegeben? Beherrzter streckte sie die Hand zum zweiten Male nach dem grauen Tuche aus und zog es mit vermehrter Kraftanstrengung an sich.

Dieser triefende, klingende, längliche Gegenstand war kein Leichnam. Dies zeigte der erste Blick, als Ursel aber näher hinsah, erkannte sie ihren Geldsack darin, ihren eigenen Sack mit den Gewandstücken und Schatzgeldern aus dem Nachlasse ihres Vaters. Es zuckte freudig auf in ihr, und es war nicht die Genugthuung über den wiedererlangten Besitz, nein, einzig und allein die Gewißheit, daß Sixt sich nicht in ihrer unmittelbaren Nähe den Tod gegeben.

Aber wie war der Sack hierher gekommen? Der Gedanke, daß nur Sixt es gewesen sein konnte, der ihr aus Bosheit den verhängnißvollen Jantapfel in den Brunnen geworfen, hatte angefaßt dessen keinen Stachel für sie. Mit neugierig-welltem Muth schleppte sie den wiedergefundenen Schatz aufwärts und warf dann die nasse Last über die niedere Mauer des Brunnens.

Abermals gab es einen hellen Ton, und Ursel fuhr zusammen, denn es war ihr, als habe sich in diesem Ton ein anderes Geräusch gemischt, etwas wie ein Knäspern, wie ein leises Husten, wie ein scharrender Trit.

Zum ersten Male, seit sie sich an ihr Werk gemacht, lief es ihr kalt durch den Leib; sie rollte die Augen erschreckt umher und ließ sie endlich an einem Punkte haften. Da stand ein Schatten. Deutlich hoben sich seine Umrisse von dem hellen Schnee ab. War es der Freimann, der sie belauschte? Seine Gestalt war größer und breiter, sie erinnerte sich wohl. Der Schatten glich einem anderen Manne. . . . Ursel fröstelte. So verfolgte sie also überall hin dieses Bild, das den Schlummer ihrer Nächte mit schrecklichen Träumen störte! Der kaum gehetzte Hoffnungsstrahl erblich wieder. Lag er auch nicht auf dem Grunde des Brunnens, er war doch todt, konnte keine Ruhe finden im Grabe und mußte den Schatz bewachen, um den er im Leben mit ihr gerungen.

Sie stieg über die Mauer des Brunnens, und schon wollte sie mit fluchtartiger Schnelligkeit nach dem Sack greifen, da fühlte sie sich plötzlich am Arm gepackt, und eine Gestalt drängte sich zwischen sie und das alte Streitobjekt.

„Wer da?“ rief sie mit zitternder Stimme, denn sie wagte nicht anzublicken.

Keine Antwort. Nur der Wind erhob sich leise und strich ihr kalt über das Gesicht hin.

„Alle guten Geister loben ihren Meister —“ begann sie zu beten.

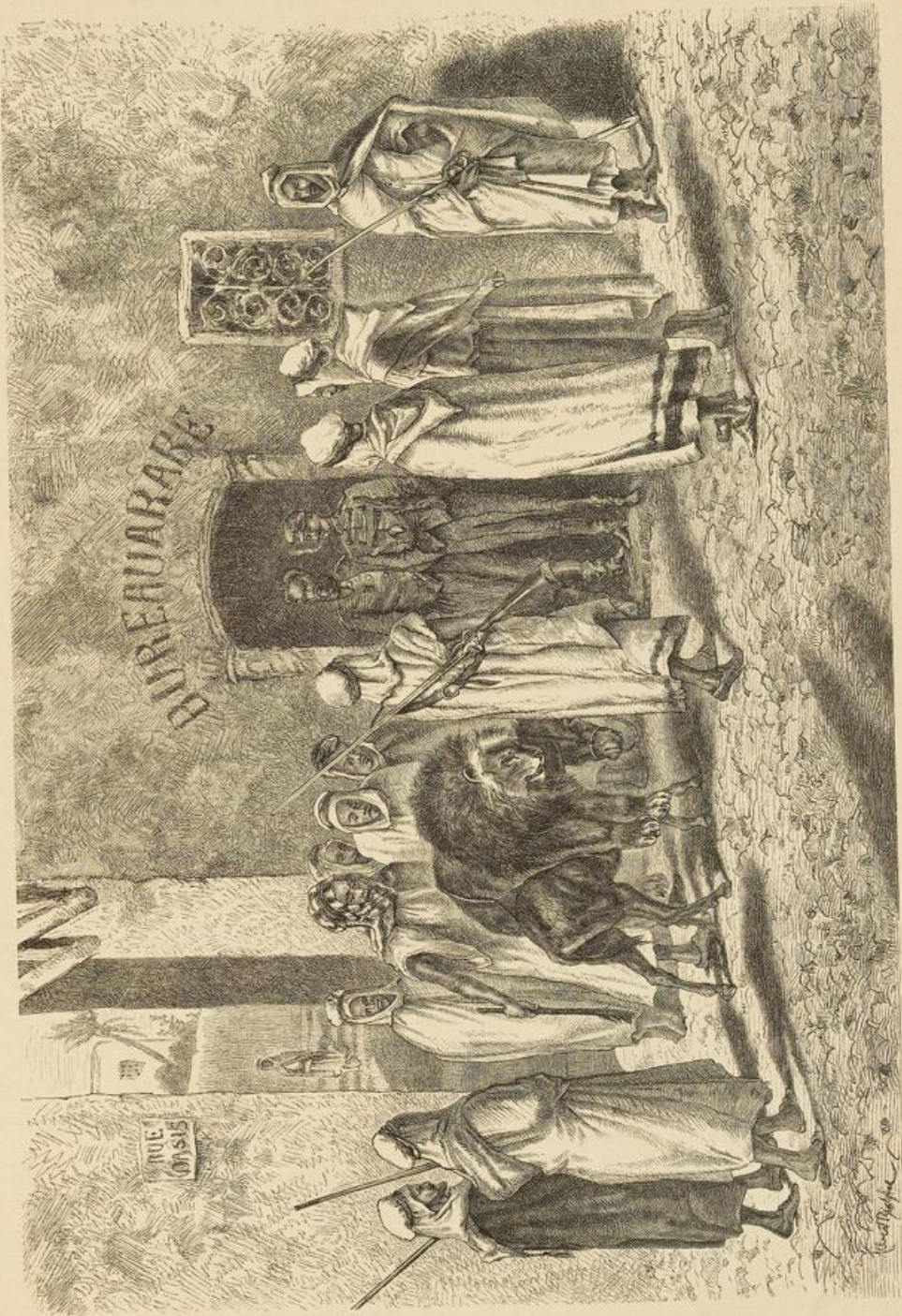
Es lachte; es lachte höhnisch auf. Ursel kannte diesen Ton und diese Stimme; es ging ihr durch Mark und Bein.

„Sixt!“ rief sie, „was willst Du von mir?“

„Meinen Theil!“ leuchtete er.

„Du hast den Sack in den Brunnen geworfen,“ sagte sie halb fragend, halb in dem ruhigen Tone der Konstatirung einer Thatfache.

„In der ersten blinden Wuth über die Zwietracht, die er



Item das Schutzgeld des todtten Königs. Nach dem Leben gezeichnet von Albert Richter.

mehr
Eheil
glitt,
ver-
das
die

Arm-
ffer-
itere
des
ht in
ih
Uziel
griff
h sie
hatte.
d in
nicht
rger
Ende

fein
näher
Sach
blasse
nicht
einzig
mittel-

Ge-
Bos-
orfen,
well-
wärts
er des

r zu-
n ein
e ein

t, lief
um-
stand
hellen
Seine
Der
So
immer
n ge-
t auf
keine
, um

wollte
t, da
rängte

wagte

streich

tu sie

n Ton

gte sie
einer

die er

zwischen uns gestiftet," bestätigte Sirt finster. „Nachdem er mich nicht vor der öffentlichen Schmach gerettet, sollte niemand mehr etwas davon haben, niemand! Auch Du nicht! — Ich aber hoffe, mich ohne den Quark durchschlagen zu können. Es ging nicht. Ich brauche Moneten für die erste Zeit, und mir sie zu holen, bin ich wieder gekommen. Mich hungert, mich friert, mich dürstet —"

Ursel hörte das Klappern seiner Zähne. Das Mondlicht fiel auf eine zerlumpte herabgekommene Gestalt. Um den Kopf hatte er statt eines Barett's eine Binde geschlungen. Nun schickte er sich an, die Knoten des Sackes zu öffnen und mit feberhafter Aufregung in den nassen Schänen zu wühlen, wie um eine möglichst vortheilhafte Auswahl zu treffen.

„Nimm alles!" unterbrach ihn Ursel.

„Alles?" wiederholte er, seltsam berührt durch die schmerzvolle Aube ihres Tones.

„Alles!" sprach sie noch einmal mit tiefer und fast feierlicher Stimme. „Wo nicht, so laß uns den Rest wieder hinunter werfen in den tiefsten Brunnen, denn es ist kein Segen auf diesem Besitz."

Er schwieg erstaunt. „Was soll das?" fragte er dann.

„Komm mit ins Haus!" entgegnete sie.

„Was willst Du von mir?"

Ursel schien seine letzte Frage überhört zu haben; sie war vorausgegangen und öffnete nun die Thür des Hauses, indem sie sich nach ihm umsah.

Sirt hatte den Sack über die Schulter geworfen und war ihr zögernd nachgefolgt. Auf der Schwelle der Stube blieb er stehen. Der matte Schein von Wachskerzen strahlte ihm entgegen und erleuchtete eine schwarze Bahre. Daneben lag noch halb unferlig ein Todtenhemd.

„Hast Du mich so erwartet?" fragte er nach einer stummen Pause.

Sie nickte mit dem Kopfe, bedeckte das Gesicht mit den Händen und schluchzte auf. Es verging eine lange Zeit, bis sie wieder reden konnte. Dann erzählte sie ihm in abgerissenen Sätzen, was vorgefallen, was sie um ihn ausgestanden, an Schmach und Gefahr, was für ihn zu thun sie in dieser Stunde im Begriff gewesen.

Etwas wie ungläubige Bewunderung zog in Sirt Dornbusch ein. Also all dessen war dieses starkmüthige Weib fähig und ein solcher Kern von Anspornung schlummerte in dieser rauhen facheligen Schale! Dem alten Soldaten imponirte dieser Muth, diese Tapferkeit und Größe der Seele. Wie um ihr zu danken, griff er nach Ursels Hand.

Sie schien es nicht zu beachten. „Warst Du bei der Sternwirthin unterdessen?" fragte sie zaghaft.

Er schüttelte den Kopf mit einem wehen Lächeln. Der Jude hatte ihn gegen Zusicherung eines Theiles des Werbegeldes als Nachtragszahlung für das Trojanische unter dem Tuche seines Wagens verborgen aus der Stadt geführt. Er hatte sich neu anwerben lassen wollen, aber die Bedingungen waren schlecht im Frieden, und er war wieder davon abgekommen. „Ich muß etwas neues anfangen," schloß er den Bericht seiner Irrfahrten, „wilst Du mir dazu verhelfen?"

„Du bist Herr hier im Hause, und alles ist Dein!" sagte sie fest. „Ich will keinen Willen mehr haben als den Deinen."

Er trat auf sie zu und blickte ihr prüfend in die Augen. „Ist das Dein Ernst, Ursel?" fragte er.

„Mein heiliger Ernst!" rief sie, indem sie die Hand wie zum Schwur erhob. „Ich bin nicht mehr dieselbe, die ich war; mein Sinn ist umgewandelt und mein Herz besiegt. Ich weiß, worin ich gefehlt habe, und ich wende mich von mir selber ab. Ich habe den Besitz und den Streit um ihn verachten lernen und weiß, daß nur die Güter glücklich machen, die in voller Gemeinamkeit genossen und empfunden werden."

Wie sie so beredt und feurig sprach! Wie eine flüchtige Röthe ihre abgehärteten Wangen zart anhauchte, wie sie die Hände ängstlich und bang durcheinander flocht!

„Ich war immer einer, mit dem sich reden läßt," begann Sirt abermals verjöhlich; aber dann hatte er einen Zweifels-

rückfall, und indem er sich auf dem Absatz umdrehte, sprach er: „Am Ende sind es doch nur gute Vorsätze von Dir." Der Nachdruck lag auf dem Worte „Vorsätze", als ob er sich dabei des Sprichworts entsänne, nach dem gute Vorsätze das Material sind, mit dem auch die breite Straße zur Hölle gepflastert ist.

„Stelle mich auf die Probe!" bat sie.

Darauf antwortete er nicht direct. Aber er zögerte von dem Augenblicke an, da er Ursels Thun erfahren, nur mehr äußerlich.

Die Bibel lag auf dem Tische bei den Wachskerzen. Er machte sich damit zu schaffen. Wieder war, sei es Abficht, sei es Zufall, das Buch Strach aufgeklagen.

„Hast Du mir daraus meinen Leichentext gewählt?" fragte er mit einem halben Lächeln, das den ersten Pfeiler zur Veröhnungsbrücke schlug.

„Man mühte ihn da suchen," entgegnete Ursel ausweichend, „da es Dir ja doch noch immer der liebste in der ganzen heiligen Schrift ist."

Er blätterte. „D, es stehen auch andere Stellen darin," sagte er. Dann las er:

„Wohl dem, der ein tugendjames Weib hat, des lebt er noch einmal so lange."

Ein häusliches Weib ist ihrem Manne eine Freude und macht ihm ein fein ruhiges Leben.

Ein tugendjames Weib ist eine edle Gabe und wird dem gegeben, der Gott fürchtet.

Er sei reich oder arm, so ist es ihm ein Trost und macht ihn allezeit fröhlich.

Ein freundliches Weib erfreuet ihren Mann und wenn sie vernünftig mit ihm umgibt, ertrücht sie ihm das Herz.

Ein Weib, das schweigen kann, ist eine Gabe Gottes.

Ein wohlgezeugenes Weib ist nicht zu bezahlen.

Es ist nichts Lieberes auf Erden, denn ein züchtiges Weib.

Es ist nichts Köstlicheres, denn ein keusches Weib.

Wie die Sonne, wenn sie aufgegangen ist an dem hohen Himmel, des Herrn eine Hiede ist, also ist ein tugendjames Weib eine Hiede in ihrem Hause.

Ein schönes Weib, das fromm bleibt, ist wie die helle Lampe auf dem heiligen Leuchter.

Ein Weib, das ein beständiges Gemüth hat, ist wie die goldenen Säulen auf den silbernen Stühlen."

Sirt hatte mit steigender Bewegung gelesen. Nun schlug er das Buch zu und strich sich mit der Hand über die Augen.

Ursel hatte sich zu seinen Füßen niedergelassen. „Du darfst zu viel auf einmal nicht von mir verlangen," flüsterte sie mit einer Demuth, die ihr so wohl anstand, als sie nun an ihr war. „Aber besser soll es werden, das verspreche ich Dir bei allem, was ich um Dich ausgestanden habe!"

Sirt warf den Mantel von seinen Schultern und zog sie an seine Brust. Beide weinten. Als sie es gegenseitig gewahren, mußten sie sich unter Thränen anlachen.

Dies war der erste Sonnenstrahl einer neu aufgegangenen Sonne des Glücks. Denn die Schwerturzel hat ihr Versprechen gehalten; sie hat ihre Ansprüche auf Vorrechte in der Ehe aufgegeben und ihre Pflichten besser kennen gelernt. Es war, als zitterte fortan leise die Angst der ausgestandenen Verlustgefahren durch ihr Leben nach. Ihr Wesen ist milder und demüthiger geworden, und die Leute erklärten oft, daß man sie kaum wiederkenne.

Auch Sirt Dornbusch hat sich gebessert. Mit dem Bewußtsein der Stelle, die er als Familienoberhaupt fortan unbestritten einnahm, ist ihm das Gefühl der Verantwortlichkeit gekommen und gewachsen, und allmählich ist er ohne Abirrung in die sicheren Bahnen der Arbeitsamkeit und Ordnung eingelenkt, auf denen die Güter des Wohlstandes und des häuslichen Glücks zu pflücken sind.

So bedarf es manchmal nur einer akuten Krisis, um Krankheitsstoffe, die in den Verhältnissen und in den Charakteren stecken, auszuwintern, die Schlacken abzuwaschen und das edle verborgene Metall zu Tage zu fördern — nur einer kurzen Leidensstation, um, wenn man die bitteren Wahrheiten an sich erfahren, auch die süßen Kosten zu lernen, die da geschrieben stehen in dem Buche Jesus Strachs, eines weisen Mannes aus Jerusalem!

Als im Sommer des vorigen Jahres die Berliner anthropologische Gesellschaft zu einer Ausgrabung sich an dem Opfertempel bei Nittow eingekunden hatte, erregte in einer mit der Ausgrabung verbundenen Ausstellung prähistorischer Funde einige künstlich geförnte gebrannte Lehmsteine mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit; waren sie doch die ersten in Norddeutschland gefundenen Webersteine, welche nach Beigabe anderer Tunde zu schließen, einst einem Germanen der vorlavischen Zeit dazu gedient hatten, die Fäden der Kette eines aufrecht stehenden Webestuhles niederzuziehen. Die Deutschen der Niederlausitz unserer Tage handeln also nur im Sinne der prähistorischen Bewohner unserer Landschaft, wenn sie der Weberei sich befeßigen, nur daß an Stelle der Weimadel, welche den Einschlagfäden durch die Nessel- oder Flachsfette zog, jetzt das Schiffchen rajlos durch die Wollenfette schiebt. Des wunderbaren Aufschwunges nun aber, welchen die Weberei in der Niederlausitz in den letzten Jahrzehnten genommen, sind sich freilich nicht allzuviel Deutsche bewußt; wenn man in Cottbus selbst Cottbuser Wollwäschfabriken als ausländische Waare kauft, so ist es eben nicht zu verwundern, wenn die Niederlausitz den ihr gebührenden Ehrenantheil an der Produktion im Bewußtsein des deutschen Volkes nicht errungen hat; wenn Südamerika noch jüngst von der Niederlausitzer Waare verlangte, daß sie über Waare erpediert werde und auf einem französischen Schiffe die Meeresreise mache, damit sie wenigstens den Schein der französischen Waare für sich hätte; wenn ein großer Theil der deutschen Männer Niederlausitzer Gewand trägt, aber als belgisches, englisches, ja auch französisches Fabrikat. Was nun die Art des hier gefertigten Fabrikates anbetrifft, so hat die Niederlausitz die Herstellung von Tuchen fast ganz aufgegeben; nur Finsterwalde fertigt noch in größerem Maße das einfarbige Tuch, und auch in Guben finden wir Tuchfabriken; im übrigen werden in der Niederlausitz nur farbige und gemusterte Tuche, also Wollwäschfabriken, in deren Herstellung die Niederlausitzer Städte mit einander wetteifern.

Von der Bedeutsamkeit dieser Wollwäschfabrikation und dem gewaltigen Material, welches die Niederlausitz auf den deutschen Markt sendet, nach Schweden, Norwegen und Dänemark, nach Süd- und in beschränktem Maße auch nach Nordamerika sowie nach dem Orient, mögen nur ein paar Zahlen sprechen. Im Jahre 1876, in welchem das Geschäft bekanntlich schon ein sehr gedrücktes war, verarbeitete die Musstauer Fabrik für über eine Million Mark Wolle, Feig für fast zwei, Guben für etwa zwei und eine halbe Million, Finsterwalde, so viel sich hier berechnen läßt, für sechs bis sieben Millionen Mark. Cottbus hat in jenem Jahre 100,000 Stück Waare gefertigt im Werthe von etwa 13 Millionen Mark; Spremberg aber für 16—17 Mill. und Forst für 20 Mill. Mark.

Die bedeutende Masse von Wolle, welche die Niederlausitz verarbeitet, hat zum großen Theil eine Meeresfahrt überstanden; eine immerhin beträchtliche Menge aber ist auf den Schölen gewaschen, welche auf Deutschlands Fluren weiden. Mit Bedauern wird man freilich die Thatsache zu verzeichnen haben, daß die deutsche Wolle nicht mehr in der Schätzung der Fabrikanten den ersten Rang einnimmt; rühmt doch z. B. der Bericht der Cottbuser Handelskammer den australischen Züchtern nach, daß sie bereits eine Wolle liefern, welche an Ausgeglichenheit und edlem Wuchs der bestrenommirten deutschen mindestens gleichkommt, dabei aber bedeutend besser behandelt ist. Ist das aber der Fall, so werden sich die deutschen Schafzüchter über ihre zum Theil negativen Resultate nicht wundern dürfen. Manchen Schritt aber zum Besseren können sie immerhin thun: sie werden auf äußerste Reellität im Verkauf der Wolle ihr Augenmerk zu richten haben, nach einem System züchten müssen, Kreuzungen durchzuführen und das Futter genau zu beobachten und zu reguliren haben.

Einen sichern Ueberblick über die Leistungen unserer Wollwäschfabrikanten erhalten wir aber nur, wenn wir uns in eine Fabrik begeben, um den Vorgang zu beobachten, wie die Wolle sich in Waare verwandelt. Die Kraft, welche das un-

gehene Getriebe in einer Fabrik in Bewegung setzt, ist fast ausnahmslos Dampfkraft. Die Wolle hat einer der bedeutendsten Wollmärkte, Breslau, Berlin, Posen, Stettin geliefert, auf welchem der Fabrikant sie von einem Produzenten gegen baar erworben hat, jedoch nicht ohne dem Zwischenhändler sein Prozent zukommen zu lassen, denn dazu ist der deutsche Wollmarktbesucher zu vornehm, daß er den Handel persönlich abschließt; oder der Wollhändler führt dem Fabrikanten, sobald sein Kredit nicht erschüttert ist, jede beliebige Menge in jeder beliebigen Qualität zu — den Luxus, im Lande herumzureisen, um auf den Gütern aufzukaufen, können sich nur wenige Fabrikanten gestatten.

Die Wolle trifft, entgegen dem Gebrauch, welcher jetzt noch überwiegt, am besten als Schmutzwolle in den Fabriken ein: kann in diesem Falle doch der Gutsbesitzer seine Schafe zu der ihm gelegentsten Zeit scheeren, die armen Thiere unterliegen dann nicht einer Barbarei der Behandlung, welche in der jetzt noch zum größten Theil üblichen Flußwäsche nicht nur das Schaf oft selbst schädigt, sondern auch den Frischreichtum des Flusses bedeutend mindert. Durch eine schlechte Flußwäsche wird der Werth der Wolle selbst verringert, sobald z. B. das sogenannte Verwaschen stattgefunden hat, jeder Wollfaden spinnt sich selbst unbehaglicher, wenn eine unvorsichtige Wäsche die Fäden des Viehes verfilzt hat; nur wenn die Wolle als Schmutzwolle in den Fabriken einträte, würde auch die Möglichkeit gewährt werden, das Fett des Viehes gehörig auszunutzen.

Sobald die Wolle in der Fabrik noch einmal gewaschen ist — denn weder Rücken- oder Flußwäsche, noch auch die Handwäsche stellen die Wolle so rein her, daß sie ohne weiteres verarbeitet werden kann — wird sie für die Färberei zurecht gemacht. Die Niederlausitz färbt durchweg echt, d. h. ihre Farben widerstehen dem Einfluß von Licht, Luft, Wasser, Seife und schwachen Säuren. Den Farbstoff liefert in überwiegender Maße das Pflanzenreich. Es ist bekannt, daß die Wolle zu den Stoffen gehört, welche gutartig in Bezug auf die Farbe sind, d. h. deren Haare leicht eine Verbindung mit dem Farbstoff eingehen. Um nun aber der Farbe eine größere Haltbarkeit und die erwünschte Frische zu geben, ist ein vorheriges Beizen der entschweigten und entschweigten Wolle mit Weinsteinlösung, mit Eisen- und Kupfervitriol, mit Alaun und Zinnlösung erwünscht.

In der Regel ist der Fabrikant selbst Färber, hin und wieder aber übergibt er auch die Wolle dem Schön- oder Kunstfärber, was sicher in den Fällen korrekt ist, wo er selbst nicht ein durchgebildeter Färber ist. Auf Färbung aber die größte Sorgfalt zu verwenden, bleibt nach wie vor Pflicht der Fabrikanten. Wer mit der englischen Färberei vertraut ist, weiß, daß jenseit des Kanals im wesentlichen mit denselben Stoffen und in derselben Weise wie bei uns gefärbt wird; aber der Glanz, die Frische und die Reinheit der Farbe, welche die englische Waare auszeichnen, wird bei uns nur in denjenigen Fabriken erreicht, welche bei England in die Schule gegangen sind. Freilich selbst die beste Färbung der Wolle vermag dem farbigen Gewebe nicht allein das Fesselnde und Anziehende zu geben, was wir bei einem geschmackvollen Anzuge verlangen; dazu gehört vor allem auch Beachtung der Farbenharmonie und Farbendisharmonie in dem Muster selbst. Es kann doch keineswegs als ein Zufall angesehen werden, wenn beste englische und beste französische Waare in Bezug auf Farbenreiz und Farbenharmonie einen so hohen Rang einnehmen; wir wissen, wie viel Gelehrte und Künstler in diesen Ländern für Ausbildung des Geschmacks und für technische Verwendbarkeit des Gefundenen gethan haben, und sehen denn auch, daß damit erhebliche Resultate erzielt sind. Wir Deutsche erhalten aber hier Fingerzeige, welche wir um so leichter beachten können, als an künstlerisch schaffendem Vermögen der Deutsche den Engländer übertrifft, als selbst unser größter Dichter in seiner Farbenlehre eine Summe der feinsten Bemerkungen über das Aesthetische der Farbe uns hinterlassen hat.

Die gefärbte Wolle wird nun gereinigt und aufgelockert und in drei Maschinen, in der Krempel, welche eine Einheit oder Sortiment bilden, in grobe und lockere Fäden vorgeponnen, weshalb sie zu besserer Bindung einen Zusatz von Baumöl erhält, davon die größeren Fabriken z. B. jährlich 200 bis 400 Centner verbrauchen. Die Krempel gibt ihr Produkt an die Spinnerei ab, welche man mit Vorliebe die Seele der Tuchmacherei nennt. Die verschiedenen Systeme, nach welchen gesponnen wird, treten allmählich überall zurück hinter dem Selbstaktor, der bereits 1825 erfunden, erst jetzt seine volle Wirksamkeit in der Niederlausitz entfaltet. Daraus, daß diese kunstvolle Maschine, welche den gleichmäßigsten und bestgesponnenen Faden gibt, — und es ist ein wunderbarer Anblick im Spinnjaale, hunderte und tausende von Spillen geschäftig und rastlos ihre Arbeit verrichten zu sehen, nur von einigen Knaben bedient, welche etwa gerissene Fäden wieder anknüpfen — erst verhältnismäßig spät in unseren Fabriken ihren Einzug gehalten hat, erklärt sich denn auch wohl, daß der Fabrikant oft durch die Güte der Wolle allein einen Faden glaubt herstellen zu können, welchen der Spinnmeister in England von einer Wolle niederer Qualität spinnst, dazu nur befähigt durch größere technische Durchbildung und Erfahrung.

Der gesponnene Faden wird jetzt entweder als Kette oder als Einschlag verwandt. Um ihn zu befähigen, als Kette zu dienen, wird er in der für das Gewebe nötigen Breite auf einer großen aufrecht stehenden Haspel aufgewunden — man nennt diesen Vorgang das „Scheren der Kette“ — sodann gefleut und darauf gebäumt. Auch diese scheinbar so weit auseinander liegenden Operationen besorgt jetzt schon hin und wieder eine Maschine. Wenn nun eine Kette der Breite nach vollständig einem eben vollendeten Gewebe entspricht, so wird durch einfaches Umdrehen mit der Hand Faden um Faden von der alten und neuen Kette verknüpft, ist das aber nicht der Fall, so muß das mühselige Geschäft des Einziehens und Anschnürens der Kettenfäden, und zwar geschieht dies meist von Frauenhand, besorgt werden. Und nun erst vermag der Stuhl die Arbeit des Webens anzunehmen, wobei das Webergeschiffchen mit dem Einschlagfaden rastlos durch die Kette läuft und Schlag um Schlag das Gewebe um einen Faden wächst. Die mühselige Handarbeit ist auch hier zumeist der Maschine gewichen, dem mechanischen Webstuhl, obgleich noch immer für besonders kunstvolle Gewebe der Handstuhl, namentlich der große Jacquard gern verwandt wird; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß der letzte Handweber bald mit der Laterne wird zu suchen sein, sobald die wenigen Mißstände, welche hier und da dem mechanischen Stuhl anhaften, beseitigt sein werden. Bei dem mechanischen Webstuhl hat der Arbeiter wie in der mechanischen Spinnerei eigentlich nur noch gerissene Fäden anzuknüpfen; so wird denn auch die leichte Arbeit, welche aber immerhin viel Sorgfalt und Ausdauer verlangt, mit Vorliebe von Frauen ausgeführt.

Um das Gewebe von Del und Leim zu reinigen, passiert es nun die Walze, welche aber den Hauptzweck hat, die Wollfasern zu verfilzen, was noch jetzt zum Theil in der Hammerwalze geschieht, obgleich die Walzwerke durch ihre Druckwalzen diesen Zweck besser erfüllen, weil sie das Zeug unter anderen weniger angreifen. Aber selbst die Walzwerke sind in neuester Zeit vielfach durch die Schnelllöcher verdrängt worden, eine Hammerwalze, welche im Verhältnis zu der alten Hammerwalze etwa das Zwanzigfache leistet. Es unterscheidet sich aber das Walkverfahren der Niederlausitzer zum Theil von dem ausländischen. Das Ausland verfilzt die Fäden nicht annähernd wie wir, und wo Niederlausitzer Fabrikanten direkte Aufträge des Auslandes ausführen, sind sie oftmals genöthigt, in dieser Weise zu arbeiten, während allerdings der deutsche Käufer vielfach noch eine Härte des Gewebes verlangt, welche — nicht etwa zum Vortheil des Stoffes und der Farbe — nur das energische Verfilzen der Wollfasern in der Walze gewährt.

Der Buchstin verläßt in der Regel nadelfertig die Fabrik, und wo das noch nicht geschieht, wird es einzuführen sein. Aber auch nach der Walze ist das Tuch noch lange nicht für den Markt fertig gestellt. Zunächst wundert nun nämlich das

Gewebe in die Rauherei; hier kratzt die Karde die Wollfasern nach gleicher Richtung auf, dann begibt sich das gerauhete Gewebe in den Scherenslinder, welcher die emporstehende Faser beliebig kürzt. Nicht nötig ist die Rauherei, wo das Gewebe ein lammgarnartiges Gepräge trägt, wo also im Gegensatz zum Gewebe von Streichgarn der Wollfäden offen zu Tage liegt; in diesem Falle wird die Wollfasern durch energisches Scheren ganz beseitigt, hin und wieder auch abgejeugt. Nur wo ein Gewebe der sogenannten englischen Appretur unterliegt, entbehrt es der Rauherei und des Scherens ganz, es wird in diesem Falle nur gepreßt.

Andere unweissentliche Vorgänge, den Buchstin durch die Appretur marktfähig zu machen, mögen als nicht besonders wichtig übergangen werden, nur sei noch erwähnt, daß die Beseitigung etwaiger Fehler im Gewebe oder in der Färbung kunstvoll entweder nach der Walze oder nach dem Scheren vorgenommen wird.

Sind dies die allgemeinen Umrisse des Verfahrens, wie aus der Wolle unsere Kleidung bereitet wird, so darf man doch aus der allgemeinen Gleichheit des Verfahrens keinesfalls zu dem Schluß gelangen, es lieferten die Fabriken der Niederlausitz annähernd dasselbe Gewebe; wie jede Fabrik ihr individuelles Gepräge trägt, so jeder Ort: aus Guben kommt Tuch, Double, Buchstin, Spremberg liefert leichte Stoffe, Forst Demiswaare, Muskau schweren Forster Stoff, Cottbus und Peig im Durchschnitt die theuerste Waare, Rüterwalde aber Tuche und erst in neuester Zeit, seit ihm durch die amerikanischen Schutzzölle ein großer Theil seines Marktes verloren gegangen ist, auch Buchstin.

Eine Wanderung durch die Buchstinfabriken der Niederlausitz hat uns die Ueberzeugung gewährt, daß wir die nähere Bekanntschaft mit einer Industrie gemacht haben, welche in ihrer ganzen Wichtigkeit eine richtige Würdigung bis jetzt nicht gefunden hat.

Die Niederlausitz ist der Bodenbeschaffenheit nach zum größten Theil ein armes Land, und was hat der rastlose Fleiß und die Intelligenz der Fabrikanten, welche zum Theil noch mit einem Handstuhl ihre mühevollen und aufreibende Thätigkeit begonnen haben, daraus gemacht! Keinen doch davon schon die Zahlen, wenn man bequem berechnet, daß unsere Buchstinfabriken einen jährlichen Umsatz von über 100 Millionen Mark erzielen. Und wiederum, worin haben sie Schutz und Unterstützung gefunden? Die Dankbarkeit der Mitbürger ist ja den strebsamsten Fabrikanten in der Stadt von je am seltensten zu Theil geworden, aber auch der Staat sieht ihren Leistungen fern. Noch führt uns kein Kanal aus Böhmen die edlere Kohle und mit ihr starke und preiswerthe Heizkraft zu, noch hält das Privatkapital sich von der Industrie fern, welches z. B. dem englischen Fabrikanten billiges Geld gewährt, noch vertheuern die langen Zielzeiten dem Fabrikanten in Deutschland die Waare, noch befindet sich in keiner Stadt der Niederlausitz eine Reichsbankkommandite, sondern wir treffen hier nur Reichsbanknennstellen mit beschränktester Vollmacht; noch fehlt es uns an Fachschulen, in welchen tüchtige Arbeiter herangebildet werden, in welchen technisches Geschick und Geschmack der Arbeiter gefördert und ihnen damit auf breiterer Grundlage eine Bildung und mit der Bildung ein Grad von Zufriedenheit anezogen wird, welcher sie befähigt, den sozialen Lockrufen zu widerstehen und, sobald sie das Gebiet der elementar erziehenden Thätigkeit verlassen, Schutz gewährt vor dem oft verwirrenden Einfluß der Volksbildungsvereine mit ihrem bunten Gemisch von Vorträgen oft über fernliegende Dinge. Nur der äußerste Osten der Niederlausitz ist im Besitz einer Realschule erster Ordnung; Forst mit seinen 14,500 Seelen entbehrt einer höheren Schule irgend welcher Art gänzlich; selbst eine Kunstausstellung hat in der Niederlausitz noch niemals bildend und veredelnd auf den Geschmack eingewirkt.

Es ist zu viel bereits darüber geschrieben worden, wie sehr das Wollgewerbe in den Handelsverträgen dem Auslande gegenüber im Nachtheil sich befindet, als daß die Einzelheiten hier zu wiederholen wären; aber erklärlich wird der Ruf nach Schutzzöllen dadurch allerdings. Allein Schutzzölle sind wie die Musterichutzgesetze ein zweischneidiges Schwert, sie können in

schroffer Anwendung ebenso sehr zerstören als schützen. Dem Schutzjoll redet nur ein Theil der Fabrikanten das Wort; Cottbus hat in Großenhain seinen Austritt aus dem Fabrikantenverein erklärt, als dieser sich für den Schutz der Wollenwaaren von Seiten der Regierung aussprach. Freilich aber wie der Musterchutz sich da von Wichtigkeit erweist, wo eine theurere Waare in geschmackvollem Muster eine Konkurrenz schwer erträgt, wenn ein Fabrikant sie in billiger Wolle genau kopiren würde, was eben der Musterchutz jetzt wenigstens unmöglich macht, so ist auch darin ein Schutz durch den Zoll nicht zu verwerfen, wenn in Handelsverträgen für das Wollengewerbe das Prinzip der Gleichberechtigung zur Geltung gebracht wird. Daß dies geschehe, kann und muß der Fabrikant verlangen, sein Abgabegbiet wird ihm aber im übrigen nur seine Intelligenz erschließen, sowie die Güte seines Produktes.

Im Sinne aber der oben berührten Verhältnisse bitten wir um ein kräftiges Eingreifen der Regierung in unsere Verhältnisse.

Freilich aber wird auch das deutsche Volk seine Interessen in anderer Weise, als bisher gezeiget, zur Geltung zu bringen haben. So lange aber der Kreisrichter und der Universitätsprofessor für die berufensten Vertreter des deutschen Volkes im Parlamente gilt, sind wir diesem Ziele wohl noch sehr fern. Aber rüsten wir uns für die Zukunft. Und wenn wir uns zu der Höhe einer nationalen Kunst werden aufgeschwungen haben, wenn die Erzeugnisse des Kunstgewerbes ein wahrhaft nationales Gepräge tragen werden, dann werden auch die Erzeugnisse des Niederlausitzer Wollengewerbes mit Stolz als die Kleidung des deutschen Mannes bezeichnet werden.
Dr. Edm. Beckenstedt.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung)

XXXI. Auf dem Windmühlenberge.

In dem „Wieckeschen Saal auf dem Windmühlenberge“, in dem erst am Abend vorher der große Sylvesterkball stattgefunden hatte, waren am Neujahrstage wohl an hundert Stammgäste mit ihren Frauen und Kindern versammelt. Alles war wieder an seinem alten Platz, und auf derselben Stelle, wo sich vor kaum vierundzwanzig Stunden die Paare gedreht hatten, standen jetzt, als ob der Ball nie stattgefunden hätte, die grün gestrichenen, etwas wackeligen Tische mit den vier Stühlen drum herum; und zwischen den Stühlen und Tischen, hin und her und auf und ab, preschte sich eine Schar von Verkäufern, die hier seit vielen Jahren heimisch und fast ein zugehöriger Theil des Lokales geworden waren: alte Mütterchen mit Schaumringeln und Zimmerebrennen, primitive Tabaksträger, in deren vorgebundenen Kästchen Stahl und Schwamm, Schwefelfäden und blaue Glasperlen zum Verkaufe lagen, endlich Stelzfüße, die neben den beiden Berliner Zeitungen auch allerhand Flugblätter feilboten. Ueber dem Ganzen lag eine angeäuerte Weißbierluft, die durch Lichterblat und Tabaksqualm ziemlich beschwerlich werdend, nur dann und wann sich auffrischte, wenn ein Glas dampfenden Punsch vorüber getragen wurde.

An einem dieser Tische, der halb schon unter der Musikempore stand, saßen vier Berliner Bürger, zwei von ihnen in eifrigem Gespräch, die beiden andern eben so eifrige Zuhörer. Es waren Nachbarn aus der Frenzlauer Straße: der Schornsteinfegermeister Rabe, der Bürstenmacher Stappenbed, der Posamentier Niedlich und der Mehl- und Vorkofshändler Schnökel. Alle vier Männer von vierzig Jahren und drüber, Niedlich und Schnökel in demselben Hause wohnend, nur durch den Flur getrennt.

Rabe war der angesehenste unter ihnen und hatte nicht nur das, was die meisten Schornsteinfegermeister zu haben pflegen: gute Haltung, frischen Teint und weiße Zähne, sondern auch einen wundervollen Charakterkopf, der jedem Gesprächsidenten Ehre gemacht haben würde. Er wußte das auch und verfuhr darnach, ließ sich lieber erzählen als daß er selber erzählte, und vernied, obschon er aus einer alten Berliner Familie stammte, alle großen Worte. Er war der Drosselstein dieses Kreises, das aristokratische Element, wie denn die Schornsteinfegermeister, bei denen das Geschäft von Vater auf Sohn geht, wirklich eine Art Bürgeradel bilden.

Wenn Rabe der Drosselstein dieses Kreises war, so war Stappenbed der Bamme. Niedlich warf ihm vor, daß er den Bürstenmacher nicht verzeuggen könne, und das traf in allen Stücken zu; denn wie fein Haar, so war auch seine Manier und Sprechweise: die Borsten immer nach oben. Ein echter Berliner. Er stand an Ansehen hinter Rabe zurück, war ihm aber an Wissen und Witz und selbst an Erfahrung weit überlegen. Er hatte Reisen gemacht, war um seines Geschäftes willen, das er mit Eifer und Umsicht betrieb, in Polen und Rußland gewesen, und galt seit Beginn des Zuges gegen Mos-

kau in allen russischen Lokalfragen als unanfechtbare Autorität. Selbst Rabe, ohnehin zu vornehm, um lange zu streiten, unterwarf sich seinen Weisheitsprüchen, die von dem festen Boden der Landeskenntniß aus allerdings mit Vorliebe in das Politisch-Militärische hinüber spielten.

Sein Gegenpart war Posamentier Niedlich, ein kleiner artiger Mann, dessen Redseligkeit nur durch seine Kengstlichkeit gezügelt wurde. Er trug einen hellgrünen Rod und, weil er an Kopfreifen litt, ein Käpfel von geblühtem Sammetmanchester mit einer Puschel daran, „dem Zeichen seines Standes“, wie Stappenbed versicherte. Er konnte, von Geschäftswegen an ein beständiges Hin- und Herhüpfen gewöhnt, nie länger als fünf Minuten sitzen bleiben, ganz einem Zeisig ähnlich, der es nicht lassen kann, die Sprossen seines Bauers auf und ab zu springen. Auf seinen mageren Backen brannten zwei scharf abgezeichnete rothe Flecke, als ob er heftisch oder echauffirt sei; er war aber weder das eine noch das andere.

Den Schluß machte Schnökel. Er war der Baß dieses kleinen Männerkonzertes, in Stimme wie Figur. Ein großer starker Mann mit kurzem Hals; das Bild des Apoplektikus, ein gründlicher Kenner in Sachen Berliner und Cottbusser Weißbieres. Er schmeckte nicht nur die Sorten, sondern auch die Lagerungstage heraus, trank, rauchte und schwieg. Nur dann und wann, wenn das wiederholte Klopfen mit dem Dedel nicht geholfen hatte, rief er über alle zwischenstehenden Tische hinweg mit Stentorsstimme nach einer neuen „Weißen“.

Stappenbed hatte die „Berlinerische Zeitung“ unter seinem linken Ellbogen. Es war die Nummer vom 26. Dezember, aus der er seinen drei Genossen eben die Hauptstellen des darin abgedruckten neunundzwanzigsten Bulletin vorgelesen hatte. Mit der Rechten fuhr er, sich aufzufrischen, in die große Schaufeltabaksdose, die zwischen ihnen mitten auf dem Tische stand; Rabe rauchte still, Schnökel in großen Wolken, während Niedlich, ein ausgeprochener Nichtraucher — der, so lange die Vorstellung dauerte, zu Stappenbeds ängstlichem Mißbehagen ein ganzes Dugend Zuckerohläten geräuschvoll zerbrochen und aufgegessen hatte — jetzt eine alte Frau heranwinkte, um sich den Schaumringeln zuzuwenden.

Die Schilderung des Ueberganges über die Berezina, womit der in der Zeitung gegebene bloße Auszug des Bulletin abschloß, hatte, namentlich bei Rabe, neben der patriotischen Freude doch auch menschliche Theilnahme gewekt und es war nicht ohne Bewegung, daß er vor sich hin sprach:

„Gerichte Gottes! Was wird aus ihm, Stappenbed? Kann er sich von diesem Schnee- und Eisfeldzuge wieder erholen?“

„Wie sich ein Karpfen erholt, wenn das Eis bis auf den Grund gefroren ist; er muß stiden. Ich sage Dir, Rabe, es is alle mit ihm. Du mußt nicht vergessen: erstens die Gegend und dann den Schnee, und dann das Volk. Ich kenn' es. Das ist ja nich so wie hier bei uns. Nehmen wir an, Du willst nach Potsdam; ja, da is erst der schwarze Adler, dann Stim-

Nachdruck verboten.
Bef. v. H. VI. 70.

mings, dann Koblhosenbrüd, un überall was Warmes. Aber nu nimm Rußland. Da marschirt Du den ganzen Tag immer grad aus, un wenn Du am Abend einen begegnest un fragst ihn: „Wie weit is es noch?“ so sagt er: „Fünf Meilen.“ Aber Du kannst nicht fragen, denn Du begegnest keinem.“

Rabe nickte. Trotzdem er das Uebertriebene wohl heraus hörte, sah er doch eben so deutlich, daß diese Uebertriebung nur das scherzhafte Kleid für eine ernsthaft gemeinte Sache war. Niedlich aber sagte:

„Du vergißt bloß eins, lieber Stappenbed; sie sind ja schon in Wilna, und von Wilna bis an die Grenze is bloß noch neunzig Meilen.“

„Bloß noch neunzig Meilen,“ wiederholte Stappenbed in gedehntem Tone, in dem sich Aerger und gute Laune die Wage hielten. „Wie weit is es doch bis Alt-Landsberg?“

„Drei Meilen.“

„Gut also, drei Meilen. Nu sage mir, Gewatter, denkst Du noch an den Grünen Donnerstag, es geht jetzt ins dritte Jahr, wo wir die Tour zusammen machten? Du hattest einen warmen Hock an und weite Stiefel; von dem Proviant, den wir mit hatten, will ich gar nicht reden. Und nu besinne Dich, wie der Posamentier Niedlich in den Alt-Landsberger „Blauen Löwen“ einrückte! Leugnen is nicht, denn ich habe Dir selber den Wollfaden durch die Nase gezogen. Und Du red'st von „bloß neunzig Meilen.“

Schnökel lachte. „Ja neunzig Meilen is eine hübsche Ede. Aber mit dem Kaiser, Stappenbed, is es drum noch lange nicht alle. Warum soll es auch alle mit ihm sein? Is er nicht heil heraus? Un sibt er nicht wieder ausgewärmt und ausgefüttert in Paris? Un seine Franzosen, die nicht mitgefroren haben, die kenn' ich; die werden ihm bald wieder eine neue Armee machen.“

„Nein, Schnökel, das werden sie nicht,“ antwortete Stappenbed, der sich inzwischen auch eine Pfeife angezündet und den brennenden Ftidibus am Tischrand ausgelopft hatte. Nur ein paar Funken glimmten noch. „Was an diesem Ftidibus, so viel Du willst, er brennt nicht wieder. Ich glaube nicht, daß ihm die Franzosen eine neue Armee machen, und wenn sie's thun, wer soll sie kommandiren? Da liegt der Haas im Pfeffer. Er ist ein Teibelskerl, aber er kann doch am Ende nicht allens allein besorgen.“

„Des braucht er auch nicht; dazu hat er seine Generale,“ bemerkte Rabe.

„Die hat er eben nicht. Vorläufig stecken sie noch mit erfrorenen Beinen in Rußland, und ich sage Dir, Rabe, das müßte schnurrig zugehen, wenn auch nur einer wieder nach Paris käme und seinem Empereur vermelden könnte: „Hier bin ich.“

„Sollen wir sie denn alle todt machen?“ fragte Niedlich mit einem gemischten Ausdruck von Schauder und Schelmerei.

„Nein, Du nicht. Deine reinen Posamentierhände sollen sich nicht mit Marichallsblut befudeln. Du kannst ihnen, denn das haßt Du um Deine Puschelmütze verdient, meinewegen die Quasten und Raupen klesern, wenn sie erit wieder hier sind. Aber, Niedlich, „wenn“. Es sind freilich, wie Du sagst, bloß neunzig Meilen von Wilna bis Memel, aber ich müßte die Russen schlecht kennen, wenn sie diesen Spaziergang nicht ausnützen sollten. Und zwischen Memel und unsrem Preuzlauer Thor liegt auch noch gerade Erde genug, um ein Duzend Marichälle und alles, was drum und dran hängt, zu begraben.“

„Wer soll das thun?“ fragte Rabe mit ablehnender Würde.

„So was is nicht Mode bei uns.“

„Kann aber werden,“ fuhr Stappenbed fort. „Die Noth lehrt nicht bloß beten, und die Welt besteht nicht aus lauter Posamentiers. Ich sage Dir, Rabe, in Litthauen und Masuren werden sie schon zufassen. Aber wenn sie auch nicht zufassen, wenn sich keine Hand rührt, der liebe Gott thut es für uns. Sie fallen um wie die Fliegen. Und die paar, die bis hierher kriechen, die müssen wir irgendwo unterbringen.“

„Wo denn?“

„ne neue französische Kolonie; aber hinter Wall und Graben.“

„Und wenn sie der Kaiser wieder haben will?“

„Dann mag er sie sich holen. Aber er wird nicht; denn um die Zeit sind die Russen hier.“

„Vielleicht.“

„Nein, gewiß. Nimm mir's nicht übel, Rabe, das verstehe ich besser. Wer in Wuth ist, der sieht nicht still. Das ist überall so. Wenn meine Frau was mit mir hat, und sie hat mitunter was mit mir, und ich geh' in die andere Stube, weil ich genug habe, was thut sie? Sie kommt mir nach. Und da geht es weiter. Das ist, was man die menschliche Natur nennt. Und der Russe ist auch ein Mensch. Erst recht. Ich sage Dir, Rabe, der Russe kommt, und der Kaiser wird nicht kommen. Denn die Franzosen haben ihn satt; und das kannst Du mir glauben, so sehr viel is auch nie mit ihm los gewesen. Ich hab' es schon Anno sechs gesagt, als er auf seiner brandrothen Fuchshute hier einritt, mit seinem gelben Gesicht und den stehenden Augen. „Kinder,“ sagt' ich, „es is doch man ein ganz kleiner Kerl; der alte Fritz war auch kleine, aber so kleine war er doch noch lange nicht.“ Ich bin nu mal für die Großen. So wie Salbern war oder Möllendorf.“

Es schien, daß Stappenbed noch fortfahren wollte, aber ein Krüppel, der mit zurückgebundenen Fußstummeln von Tisch zu Tisch rutschte, hielt ihm eben ein Blatt entgegen und sagte: „Das is was für Sie, Herr Stappenbed; ein Groschen, aber ich nehm' auch zwei.“

Es war ein löschpapierner Bogen: „Neue Lieder, gedruckt in diesem Jahr“, mit zwei Holzschnitten, von denen der eine die drei Grazien in einem ovalen Rosenkranze, der andere auf der Rückseite einen kleinen Amor darstellte.

Stappenbed gab dem Krüppel die gewünschte doppelte Löhnung und schlug den Bogen auseinander, in dem er irgend einen franzosenfeindlichen Reim, wie sie damals mit Hülfe solcher fliegenden Blätter verbreitet wurden, zu finden hoffte. Er überflog die Ueberschriften: „Menschchen von Tharau“, „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd“, „Herr Schmidt, Herr Schmidt“, „Das Gespenst in Tege“. Er wurde ungeduldig und drehte den Bogen um: „Die Schlacht bei Groß-Aspern“, „O, Schill, dein Säbel thut weh“; sollte der Krüppel diese beiden gemeint haben? Aber das waren ja bekannte Sachen. Halt hier, das muß' es sein; es hatte keine Ueberschrift, aber die beiden ersten Zeilen konnten als solche gelten.

„Lies,“ sagte Rabe, der dem Gesichte Stappenbeds anjah, daß er endlich gefunden hatte, was er suchte. Und Stappenbed las:

Warte
Bonaparte;
Warte nur, warte, Napoleon,
Warte, warte, wir kriegen dich schon.

Ja der Ruff
Hat uns gezeigt, wie man's machen muß;
Im ganzen Kremmel
Nicht eine Semmel,
Und auf den Haden
Immer nur Hunger und Kojaden,
Ja der Ruff
Hat uns gezeigt, wie man's machen muß.

Sin ist der Bliß
Deiner Sonne von Austerlitz,
Unterm Schnee
Liegen all deine Corps d'Armée.
Warte
Bonaparte;
Warte nur, warte, Napoleon,
Warte, warte, wir kriegen dich schon.

Die nächste Folge war, daß der Krüppel wieder herangewinkt wurde; jeder wollte jetzt seiner Frau den Spottvers mit nach Hause nehmen. Von dem Mitteil, das die Vorlesung des Bulletins begleitet hatte, war nichts mehr übrig, und besonders Schnökel wiederholte mit wachsendem, von Hustenanfällen begleiteten Behagen: „Im ganzen Kremmel nicht eine Semmel.“ Ihr Lesen und Lachen war an den umstehenden Tischgenossen bemerkt worden, und ein alter Herr, der freilich nichts weniger als geneigt ausah, an ihrer Deiterkeit Theilzunehmen, und von Rabe als „Herr Klemm“, von Stappenbed aber mit besonderer etwas spöttischer Betonung als „Herr Feldwebel Klemm“ be-

grüßt wurde, trat an sie heran. Die Charge, bei der ihn Stappenbeck nannte, erklärte zum Theil das Apatie seiner Erscheinung. Er hielt sich ferngerade, hatte das spärliche weiße Haar mit einem großen Kamme nach hinten zu zusammengesteckt und trug zu seinem langen blauen Rock und schwefelgelber Weste, ein Paar Reiterhiesel, die bis zum Knie hinauf blüßblank gepußt waren. Der hagere Hals steckte in einer steifen Binde.

„Wollen Sie mich klug nehmen, Herr Klemm?“ fragte Nabe.

„Haben Sie schon gelesen, Herr Feldwebel Klemm?“ fügte Stappenbeck hinzu und überreichte ihm den Bogen, den er mittlerweile derart zusammengefaltet hatte, daß das Lied, auf das es ihm ankam, obenau lag.

Klemm dankte und las den Spottvers, während er aus seiner holländischen Pfeife kleine Wölkchen blies. Er verzog keine Miene, legte, als er geendet, das Blatt wieder auf den Tisch und sagte: „Die Polizei, die sich um vieles kümmert, das sie nichts angeht, macht die Augen zu, wo sie sie aufmachen sollte. Wohin führt das? In Krawall und Auflehnung. Und was ist das Ende vom Liede? Wir werden statt an der linken Hand an beiden Händen gebunden werden, und an den Füßen dazu.“

Er schlug mit den Knöcheln seiner rechten Hand auf das vor ihm liegende Blatt und fuhr fort: „Und sind wir nicht im Bündniß mit dem Kaiser? Leider zu spät; wären wir es immer gewesen, es stände besser mit uns. Aber der alte Fehler ist noch wieder zu repariren, gerade jetzt. Geschieht es, gut; geschieht es nicht, ertappt er uns wieder auf dem faulen Pferde, so sind wir verloren. Von Treue will ich nicht sprechen, die Politik braucht nicht treu zu sein; aber Klug, Klug, meine Herren.“

„Was jetzt Klug ist, ist klar.“ sagte Stappenbeck. „Er hat nur noch Trümmer; der Russe drängt nach, wir von vorn; so klatscht es zusammen, und wir haben ihn unter der Liegenklatsche.“

„Liegenklatsche! Sie machen die Rechnung ohne den Wirth, Herr Bürstenmacher Stappenbeck. Der Russe wird nicht nachdrängen, glauben Sie mir. Aber wenn er nachdrängt, wenn er über den Niemen geht und über die Weichsel, dann werden Sie freilich so was ähnliches haben, aber nicht Liegenklatsche, sondern Mausefalle. Und wer steckt drin? Der Russe.“

„Das wäre. Da bin ich doch neugierig.“ sagte Nabe.

„Bitte, Herr Niedlich, wollen Sie mir ein Stück Kreide geben.“

Niedlich sprang auf.

„Nein, ich danke Ihnen, ich finde hier noch ein Stück in meiner Tasche.“

Damit schob der strategische Feldwebel die Gläser in eine Ecke zusammen, und zog von oben nach unten einen Strich über den grünen Tisch hin. „Dieser dicke Strich also,“ hob er an, „ist die Grenze, rechts Rußland, links Preußen und Polen. Achten Sie darauf, meine Herren, auch Polen. Dieser Punkt hier links ist Berlin, und hier zwischen Berlin und dem dicken russischen Grenzstrich diese zwei kleinen Schlingellinien, das sind die Oder und die Weichsel. Nun müssen Sie wissen, an der Oder und Weichsel hin, in sechs großen und kleinen Festungen, stehen dreißigtausend Mann Franzosen und ebenso viele stehen hier unten in Polen in einer sogenannten Klantenstellung, halb schon im Rücken. Ich wiederhole Ihnen, achten Sie darauf, denn in dieser Klantenstellung liegt die Entscheidung. Jetzt drängt der Russe nach; schwach ist er, denn wenn eine Armee friert, friert die andere auch, und schlottrig geht er über die Weichsel. Und nun geschieht was? Von den Oderfestungen her treten ihm dreißigtausend Mann ausgeruhete Truppen entgegen, von der Klantenstellung her andere dreißigtausend Mann, legen sich ihm vor und schneiden ihm die Rückzugslinie ab. Und klapp, da sitzt er drin. Das ist, was man eine Mausefalle nennt. Ich mache mich anheischig, Ihnen die Stelle zu zeigen, wo die Falle zuklappt. Hier dieser Punkt. Es muß Göstin sein oder vielleicht Fülehne. Ich gehe jede Wette ein, zwischen Göstin und Fülehne kapitulirt die russische Armee. Wie Mad bei Ulm. Was nicht kapitulirt, ist todt.“

„Und ich glaub' es alles nicht,“ sagte Stappenbeck und wuschte mit dem Kermel seines Mausefalle die ganze Mausefalle vom Tisch weg.

„Ich kann Ihren Glauben nicht zwingen,“ sagte Klemm mit einer Miene ruhiger Ueberlegenheit. Es ist ein eigen Ding mit der Kriegswissenschaft; Bürstenmacher können sie haben —“

„Und Feldwebel —“

„Aber auch nicht,“ schloß Klemm seinen Satz.

„Aber auch nicht,“ wiederholte Stappenbeck.

Schnökel war diesen Schranbereien mit einem schweren astmatischen Lachen gefolgt; Nabe aber, dem alles, was zu Zanf und Streit führen konnte, zuwider war, erhob sich und sagte: „Es ist Zeit, Ihr Herren, ich gehe; wer kommt mit?“ Alle folgten der Aufforderung, steckten die Blätter, die sie gekauft hatten, zu sich und schritten mit einem kurzen „Guten Abend, Herr Klemm!“ an diesem vorüber auf die Thür zu. Als sie diese fast schon erreicht hatten, kam ihnen ein gelblicher mittelgroßer Hund nachgesetzt und schoß ängstlich, weil er sich vergessen glaubte, dem kleinen Niedlich durch die Beine hindurch, so daß dieser nur mit Mühe seine Balance hielt. Es war Kraker, Stappenbecks Spitz, der sich die ganze Zeit über an allen Tischen, wo Kinder saßen, mit Kringselangen beschäftigt hatte, ein häßliches Thier, ebenso storr und widerhaarig wie sein Herr. Jetzt sprang er an diesem in die Höhe, winselte, bellte und jagte, als er draußen im Freien war, kreuz und quer über das Plateau des Windmühlenberges hin, ersichtlich froh, nach dem Gesellschaftszwang der letzten Stunden sich wieder austoben zu können.

Die vier Bürger hielten sich auf dem ziemlich breiten Fußwege, den die zahlreichen Gänge des Wiesedischen Lokals nach dem Frenzlauer Thore hin in dem dicht liegenden Schnee gespaßt hatten. Nabe, trotzdem es kalt war, bewahrte seine distinguirte Haltung; die drei anderen aber, die sich wenig um ihr Aussehen kümmerten, hatten die Mägen ins Gesicht gezogen und sich bis an die Ohren hinauf in ihre dicken gestrickten Shawls gewickelt. Schnökel, der bei Ostwind nicht sprechen konnte, blieb etwas zurück; Niedlich hielt Linie mit den beiden andern, aber nur mühsam, da er ein Trippler war.

Das Gespräch wollte nicht gleich in Gang kommen; endlich begann Nabe, der mehr ausdauernd als schnell von Gedanken war:

„Ich glaube doch, Stappenbeck, Du hast ihn zu despektirlich behandelt. Ich hab's mir nämlich überlegt. Erstens ist er ein alter Mann, zweitens ist er ein Soldat, und drittens hat er die Schlacht bei Torgau gewonnen.“

„Das hat er,“ fiel Niedlich ein, der bestimmt ausgesprochenen Sätzen eines andern, besonders aber, wenn sie von Nabe kamen, gern zustimmte.

Stappenbeck blieb stehen und pfiß seinem Hund. Kraker kam in großen Sähen heran, blaffte ein paarmal und jagte dann wieder, als wäre der böse Feind hinter ihm her, in wildem Zickzack über den in Schnee liegenden Windmühlenberg hin. „Seht,“ sagte Stappenbeck, „so hat Klemm die Schlacht bei Torgau gewonnen. Immer die Beine in die Hand. Er ist gelassen, daß es eine Freude war.“

„Aber er soll ja doch gesammelt haben,“ nahm Nabe wieder das Wort. „Ich entsinne mich der Sache ganz genau. Wie heißt er?“ frug ihn der König, als er ihn die zerstreuten Grenadiere wieder in Reih und Glied bringen sah. „Klemm, Euer Majestät.“ „Na, das ist brav, mein lieber Klemm; ich werd' es Ihm nicht vergessen.“ Und dann ritt der König weiter. Ich hab' es ihn selber erzählen hören.“

„Wen? Den König?“

„Nein, Klemm.“

Stappenbeck lachte. „Nabe, Du hast bloß einen Fehler, Du glaubst alles. Ich kenn' diesen Patron besser. Er ist nicht einer von den Grenadiers, die bei Torgau gesammelt haben, sondern einer von denen, die gesammelt worden sind. Und das mit des alten Fritzen eigenhändigem Kräftstock. „Maders, wollt Ihr denn ewig leben?“ An diesem allergnädigsten Zuruf hat unjer Klemm seinen ehrlichen Antheil.“

„Du kannst ihn nicht leiden, Stappenbeck, und auf wen Du 'mal eine Pike hast —“

„Den pik' ich, aber diesen Feldwebel Klemm noch lange nicht genug. Er ist ein schlechter Kerl durch und durch. Eine Memme, ein Grobmaul und ein Schnurrer.“

„Ein Schnurrer?“ fragte Rabe.

„Ja, ein Schnurrer ist er,“ fiel hier Niedlich ein, der rasch erkannt hatte, daß sich die Partie schließlich doch wieder zu Stappenbeds Gunsten entscheiden werde. „Ein Schnurrer ist er. In Sommer sieht er auf den Gütern fest, bei den Breddows und den Rohrs, die sind gutmüthig; das ist denn so seine Weidzeit; un wenn so Anfang Dezember geschlachtet wird, da kommt er schon mit langen Neujahrswünschen, bloß damit er sich wieder in Erinnerung bringt. Er kriegt auch Almosen. Un was für welche! Ich habe ihn selber die Dukaten puhen sehen.“

„Na, na,“ sagte Rabe, „wenn er ein hilfsbedürftiger Mann ist —“

„Ein Geizhals ist er un ein Schuft dazu,“ nahm Stappenbeck, immer mehr sich ereifernd, wieder das Wort und zog den diden Shawl, der ihn am Sprechen hinderte, etwas tiefer unter das Kinn. „Ich weiß, was ich sage; er wohnt bei meiner Frau Bruder im Hause; die kennen ihn; er ist ein Mantelträger, ein Spion.“

„Na, na,“ wiederholte Rabe.

„Und wenn er kein Spion ist, was ich ihn nicht beweisen kann, wenn ich es auch fest un sicher glaube, so ist er doch eine undankbare Kreatur. Was Niedlich erzählt hat, wie er sich bei den havelländischen Abtügen, die ich alle kenne von wegen der Borsten, immer wieder heraus suttert, das war vor dem un das war seine gute Zeit. Ich meine seine eheliche Zeit. Denn ich bin auch nicht so, un gönne jedem seine Sotte saure Milch un auch noch was dazu. Aber seit Anno 6 kennt

unser Klemm die Havelländischen nicht mehr. Un auch die andern nicht, wo er sonst sein feldwebliches Einlager hielt. Er hat die Herrschaft gewechselt. Das thut kein Hund nicht. „Krazer!“ Seht, da kommt er schon wieder. Risch dich, Krazer. Es ist ein treues Thier. Aber dieser Klemm, keine acht Tage, daß die Vösselgarde durchs Halle'sche Thor gezogen war, so war er schon Liebes Kind mit all un jedem, drängte sich an die Generals un machte den Complisanten. Da gab es denn Louisdors statt der Dukaten. Ein Schweifwedler ist er un ein Gelegenheitsmacher. Und wie er vor Jena die Franzosen sammt ihrem Kaiser aufgefressen hat, so frist er jetzt die Russen auf un zeichnet uns mit Kreide die „Mausefalle“ auf den Tisch, drin er sie fangen will. Aber ich hab' es ihm angestrichen.“

In diesem Augenblicke klangen zwei französische Signalkörner, bald auch der dumpfe Ton einer Trommel herüber un unterbrachen den Redestrom Stappenbeds, der sein letztes Wort noch nicht gesprochen zu haben schien. Alle vier blieben stehen un horchten auf, denn auch Schnöfel war mittlerweile herangefommen. Der letzte, der sich einfand, war Krazer; er legte seinen Hals an das Knie seines Herrn, schnoberte in der Luft umher, wimmelte un gab sich das Ansehen, als ob er auch so seine Betrachtungen habe.

„Sie blajen Netraite,“ sagte Stappenbeck mit einem Tone, der den Doppelsinn seiner Rede ausdrücken sollte.

„Gebe es Gott!“ antwortete Rabe.

Dann, während die Hörner verklangen, sehten die Männer ihren Heimweg fort. Vor ihnen lag die Stadt mit ihren tausend Lichtern, bis endlich ein Hohlweg, der vom Plateau aus nach dem Thore hinunterfährte, ihnen den Anblick der Lichter entzog.

Aber die Sterne des Winterhimmels standen über ihnen un funkelten hell in das neue Jahr hinein.

(Fortsetzung folgt in Nr. 30.)

Ein Ausflug nach Carpineto, der Geburtsstadt Leos XIII.

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11./IV. 70.

Von Leopold Witte.

Es war eine abscheuliche Villeggiatur gewesen. Sonnenbrand un Scirocco, feuchte un trockene Hitze ohne Ende wollten selbst im luftigen Frascati keine rechte Erfrischung aufkommen lassen. Eine gelegentliche Fahrt in die Bräthige Roms hinein überzeugte wohl das undankbare Gemüth, wie vortreflich man außerhalb dieses Badesens situiert war. Aber die damit erzielte Selbstbeschäftigung hatte doch keinen realeren Werth, als wenn man etwa bei uns aus den heißen Sommerstuben kurz entschlossen einen Gang nach dem Boden unternimmt, um an den noch höheren Wärmegraden unter dem Dache schätzenswerthe Zufriedenheit zu lernen. Unserer kleinen deutschen Kolonie in Frascati bemächtigte sich unter diesen Umständen das immer klarer sich geltend machende Gefühl: wenn die Villeggiatur von 1859 nicht mit einem Fiasko abschließen sollte, so mußte noch irgend etwas unternommen werden, wodurch Leib un Seele zu ihrem unbestreitbaren Rechte auf solide Erholung kommen konnten.

Das ehrwürdige Haupt unserer kleinen Schaar, um das wir uns fast täglich sammelten, der greiße Direktor Peter Cornelius, verzichtete freilich bei seinen Jahren von vornherein auf die Theilnehmung. Die beiden Familienväter unter uns, Professor Henzen vom archäologischen Institut un sein Schwager, Bildhauer Steinhäuser, brachten es mit Weib, Kind un Regel wenigstens zu einer äußerst gelungenen Tour nach Rocca di Papa un der obersten Spitze des Albanergebirges, dem Monte Cavo. Wir junges Blut aber, ein hollsteinischer Archäologe, dem ich nach seinem schönen Musenitz am Rhein hiermit einen herzlichen Gruß sende, ein Schweizer Kandidat, der eben aus seiner Heimat angekommen war un die verzweifeltsten Versuche machte, sein ferniges „Schwyzer Dütisch“ mit den sanfteren Hauchen der südlichen Zunge einigermaßen in Harmonie zu bringen, un meine Wenigkeit, wir spannten die Flügel unserer Sehnsucht weiter aus un planten eine Excursion in die nahen Montes Lepini, die stolzen Felsenhäupter der ehemaligen Völker un Herniker.

Vom Monte Cavo brachen wir, ein munterer Dreimänner-

bund (die Normalzahl für alle Reisegenossenschaft) an jenem 11. September 1859, uns von unserer freundlichen Villeggiaturgesellschaft trennend, nach Nemi auf un wanderten im Abendjonnemehin noch bis Velletri, damals der Hauptstadt der gleichnamigen kirchenstaatlichen Provinz.

In der Nacht tobte ein entsetzliches Gewitter sich in den Bergen aus un trieb den lähmenden Scirocco nach seiner afrikanischen Heimat zurück. Eine steife Tramontana, der allen Italiareisenden so hochwillkommene Nordwind, segte die letzten Wolken ins Meer, un ein goldiger Morgen weckte uns am 12. September zum Marsch in die Volsterberge. Auf bequemem, walddurchzogenen Fußspfade überschritten wir das Quellgebiet der Pontinischen Sumpfgewässer, den niedrigen Sattel, der das elliptisch aus der latinischen Ebene aufsteigende vulkanische Albanergebirge von den Kalkfelsen des Apennin trennt.

Bei Giustianello, einem verfallenen, aber überaus fed am Berge aufsteigenden Dorfe mit schönem Albrandinischen Schlosse begann die Steigung. Ein herrlicher Ummengang führte empor. Immer weiter dehnte der Blick über die ungeheure Ebene sich aus, je höher wir stiegen, von den Hügelketten Tofas bei Civita Vecchia bis zu den zackigen Ponza-Inseln, von denen schon der Besatz geschaut werden kann. In zwei gewaltigen Abhängen, großartig an die Felsenhügel gelehnt un von cyclopischen Mauern rings umzäunt, lag bald Coriamonte vor uns, eine wunderliche Bergstadt aus grauestem Alterthum, mit seinen Niesenbauten durch die Zeit der römischen Republik un ihrer eleganten Tempel in die nächsterne Gegenwart hineinragend.

Nach einer höchst primitiven Mahlzeit bei Filippuccio, bei welcher der feurige Wein das beste thun mußte, ging die Reise weiter. Der schmale Pfad führte steil hinauf nach dem Rücken der Bergkette, un auf dem Kamm entlang schreitend, schwelgten wir in der unendlichen Aussicht nach dem Meere zu.

Mit Norma war nach beschwerlichem Marsche das Ziel



Originalzeichnung von Freiesleben.

Gnom und Nachtigall.

Deine Liebestieder fluten
Durch der Mondnacht goldne Gluten,
Meisterin, o Nachtigall!
Alles schläft in tiefen Träumen,
Nur des Baches Wellen schäumen.
Sag, wem gilt der süße Schall?

Einmal singst du deine Weisen,
Um dein holdes Lieb zu preisen,
Lockst es her mit Zaubermacht;
Kusst das Glück, das dir beschieden
Hier im tiefen Waldesfrieden
Jubelnd durch die laue Nacht.

Der ich ohne Ruh und Rasten
Trug des Erzes schwere Lasten
Ferne von des Tages Glanz;
Ich vergaß so Gold wie Steine,
Denk' bei deinem Lied alleine
An der holden Eisen Tanz!

Was des Waldes Eichen rauschen,
Grüße, die die Wellen tauschen,
Alle Lust der Frühlingszeit
Hat sich deiner Brust entzungen,
Hast du mir ins Herz gesungen:
Stimme der Waldeinfamkeit!

August Sturm.

des heutigen Tages erreicht. Die Cyclopedenmauern des alten Norba dehnen sich vor der jetzigen Stadt zwei Meilen weit in ungeheurem Umfange aus. Häuserhoch ragen noch jetzt die ohne Mörkel auf einander geschichteten gewaltigen Quadern der Unterbauten für die Akropolis in die blaue Luft; zierliches saracenisches Mauerwerk unterbricht hier und da die grandiose Eintönigkeit und erzählt von den bunten Einflüssen, denen die Völkerwelt der apenninischen Halbinsel im Laufe der Jahrtausende ausgelegt gewesen ist. Im frühen Mittelalter siedelte die Bevölkerung des alten Norba mit ihrem Bischof von der Höhe in die Ebene am Fuß der Berge über und baute die von silberhellen Wasser durchströmte Stadt Ninsa. Die sumptige ungejunge Luft aber und die gefährliche, allen Horden des Mittelalters ausgelegte Lage vertrieb sie bald wieder auf das Gebirge, und so entstand das heutige Norma am Fuße der Cyclopedenstadt.

Von den Wundern Ninsas hatten wir schon in den besagten Schilderungen von Gregorovius gelesen, und trotz der späten Nachmittagsstunde trieb es uns hinunter in die Tiefe. Zu freilem Abstieg führte der Weg hinab; unterwegs trafen wir den von Rom her uns befreundeten Dr. Gregorovius selbst, noch trunken von der eben wieder geschauten Poesie der verlassen Stadt. Wie ein schwermüthiger Traum aus alter, alter Zeit, so liegt Ninsa da. Ein völlig verödeteter, menschenleerer Ploß; nur ein Müller mit seiner Familie hat sich in einem Palaste, den er zur Mühle umgewandelt, eingenistet und betreibt da sein klapperndes Gewerbe. Sonst ist alles vereinamt und still. Eine über alle Beschreibung üppige Vegetation von wundernden Schlinggewächsen hat die ganze ehemalige Stadt überzogen. Hier und da schaut aus dem gierigen Geislinge ein reizendes gothisches Fensterchen, eine zierliche Säule hervor; in den drei halbverfallenen Kirchen ohne Dach und Thor glänzen noch bunte Freskomalereien von den Wölbungen hernieder; aber Wurzel auf Wurzel sprengt das Gestein und arbeitet an dem langiamen Werk der Zerstörung. Wie es sich da gegen den Abendhimmel ausbreitete, von trübem Nachtnebel und giftigen Campagnadünsten fast schon umhüllt, eine Stätte, die durch Arbeit und Menschenkunst schon einmal der Natur abgewonnen war, und nun von Jahrhundert zu Jahrhundert ihr wieder mehr verfällt, bis die neidische es endlich ganz mit ihrem geilen grünen Farnbergewinde wird überponnen haben, es war ein unendlich schreckhafter und melancholischer Eindruck. Und mit belligsten Schritten in gerader Linie eilten wir wieder den Bergabhang in die Höhe, um nicht der *aria cattiva* (Fieberluft) dieser bösen Gegend zum Opfer zu fallen. Als wir bei unsrer Locanda anlangen, bedeckte schon ein feuchtes Grau die unselige Ebene. Wir aber legten uns in dem behaglichen Zimmer, das bei der beträchtlichen Höhe Normas schon geheißt war, mit Gregorovius und seinem Reisegefährten, einem Schweizer Landschaftsmaler, um die Wirthstafel und vertieften uns bis spät in die Nacht hinein in trauliche Gespräche.

Am anderen Morgen ging es unter Führung eines kräftigen Montanaren landeinwärts, dem mittelften und höchsten Kamm des Gebirges zu, und bald stiegen wir den weißgrauen nur kärglich mit Grün besprenkten Monte Lupone hinan. Die Fashöhe, ganz nahe an dessen letzten Ausfluge, ward endlich erreicht; und nun folgte eine breite mit herrlichen Eichen und edlen Kastanien dicht bewachsene Hochebene, die sich nur langsam und allmählich nach dem jenseitigen Pianothale hinabsenkte. Ein schauerlich schwarzes Menschenungethüm mit höchst mißtrauischen Blicken von uns begrüßt, hatte sich auf der Höhe uns angeschlossen, entpuppte sich aber bald als ein unschuldiger gutmüthiger Hirt, der nach Segni wollte. Wir luden ihn ein, an unsrem Waldfrühstück theilzunehmen; und nachdem dasselbe zu allseitiger Befriedigung ausgefallen war, ließen wir unsrerem Raffaele nach Norma umkehren, und wir kletterten gerade aus in das Thal hinab, wo wir die fahrbare Strada Romana von oben schon blinken sehen konnten.

Thalabwärts fährt die Straße über Montelanico nach Segni, das auf stolzer Höhe über die Vorberge herabragt. Rechts geht es nach dem über alle Maßen feck und malerisch einem hohen Rücken aufgesprossenen Felseneste, das in letzter

Zeit seinen Namen durch die ganze Welt bekannt gemacht hat: Carpineto, seit vier Jahrhunderten dem Stammfize der aus Toscana eingewanderten Familie Pecci, der Vaterstadt des neuen Papstes, Leo's XIII. Ueber eine Wand prächtigster Waldvegetation hinweg schaut es in das Thal, im eigentlichen Herzen des Bolskergebirges auf drei Meilen im Umkreise der einzige menschenbewohnte Ort.

Die „Strada carrozzabile“ verläuft sich am oberen Ende des Thales in den Wald und gabelt sich da zu verchiedenen, die gründlichste Verirrung verheißenden Holzwegen auseinander. Ein schmaler Saumpfad klettert indessen nummiferhändig in steilen Bindungen den lahlen Fels empor. Das ist der schwindelnde Zugang zu Carpineto.

Der Schweiß tropft von der Stirn, je höher der aufwärts strebende Fuß klimmt. Aber jeder Rückblick entschädigt verewunderlich für die Mühsal des Steigens.

Im weiten Rahmen der das Pianothal einfassenden, zu prächtigen Linien sich verchiedenden Felsenrücken steigt allmählich ein Bild vor uns auf, das an landschaftlicher Schönheit im herrlichen Apennin wenige seines Gleichen haben mag. Links der lahle massige Monte Lupone mit weißblinkendem Scheitel; rechts die steilen Bergabhänge, die jenseits im Sacothale nach Gorga und Scorgola abfallen; im Vordergrund über die ranshenden Baumwipfel zu unseren Füßen hinweg, Montelanico, und hoch auf lähner Felsenpyße das breitthronende Segni; dahinter in weiter Ferne die gewaltigen Linien der Palestrina und Tivolis beherrschenden unbeschreiblich schönen Guadagnolo- und Monte-Gemmarofetten. Dazu vor uns dem Ausfliegen die senkrecht abfallende Felsmauer des grauen Kalkgrates, auf dem mit ungläublicher Kühnheit das lang hingestreckte, in schmaler Linie verlaufende Carpineto sich am blauen Himmel abspitzt, im östlichsten Hintergrunde von den höchsten, 5000 Fuß übersteigenden Spizen des Bolskergebirges halbkreisförmig umlagert, ein entzückendes Gemälde von berauschem Zaubere, an dem sich das Auge nicht satt sehen kann.

Freilich enttäuschend wirkt es, wenn der Fuß Carpineto selbst betritt.

Elende, verfallende, altersschwarze Häuser, aus rohbehauenen Felsstücken phantastisch zusammengelockt, stehen in regelloser Gruppierung auf beiden Seiten der „Straße“, wenn man diese enge, hin und her gewundene natürliche Treppe, die nach der Höhe des Orts führt, noch Straße nennen will. Jahrhunderte alter und dadurch fast ehr-, wenn auch nicht liebenswürdig gewordener Schmutz starrt dem Wanderer bei jedem Schritte entgegen, und grunzende „Meri“, das liebliche schwarze Hausthier, das den Gebirgsitaliener wie ein Hund überall hin begleitet, wühlen rechts und links in diesen Ablagerungen einer dahinsrollenden Zeit mit anerkennenswerth jähem Spürsinn. Dazu bilden verwegene Gestalten lauernd aus Hausthür und Fenster auf die fremdartige Erscheinung besuchender Wanderer, und zur Abendzeit könnte es einem bange werden, an diesen dräuenden Kindern der Berge vorüberzugehen.

Die Mittagsonne verheuchelt die beklemmenden Gefühle. Knoblauchgewürzte harte Salame und eine Sogliette von essigsaurem Rothen in der schmutzigen Osteria am Marktplatz Carpinetos belebt angesichts des Peccihauses die ermüdeten Geister, während der Blick durch die Spalten zwischen den Häusern in die Weite schweift und sich an idealeren Genüssen labt, als sie den Geschmacks- und Geruchsorganen in der Papsiheimat zu Theil werden.

Also hier in dieser Fels- und Waldesamkeit ist am 2. März 1810 der schweigame, strenge, farge, aus harten Knochen und gelber Haut bestehende Mann zur Welt gekommen, der dieser Welt das nächste Papstthätel aufzugeben berufen ist! In diesem ärmlichen dreistöckigen Hause vor uns, das nur in der Umgebung so überaus schmutziger und unfreundlicher Hütten auf den Namen eines Palastes Anspruch machen darf, hat unter fünf Geschwistern der kleine Gioachino seine erste Jugend verlebt und den Entschluß in sich reifen lassen, seine Zukunft dem geistlichen Stande zu widmen. Keine ritterlichen Umwandlungen für Nobelpgarde oder weltlichen Glanz sind ihm in dieser majestätischen Natur gekommen. Wozu schon seine

Geburt ihn bestimmte als den jüngsten Sohn einer alten, katholisch frommen Familie des niederen römischen Adels, der seine allzu glänzenden Mittel zu Gebote standen, das ergriff der Jüngling aus eigenem Entschluß. Aber eine Volksternatur, starr, zähe, unbegreiflich, nahm er aus seinen Bergen in die ganze Priesterlaufbahn seines Lebens mit und hat sie auf allen Stufen derselben bis zur Stunde auch auf der höchsten bewiesen.

Mit eisernem Fleiß studierte er in der römischen Hauptstadt die theologischen und juristisch-canonischen Wissenschaften, zuerst im Collegio Romano, dann später in der Acaademia ecclesiastica. Als ein besonderer Günstling Gregors XVI schon mit siebenundzwanzig Jahren als Delegat nach Benevent geschickt, griff er mit schonungslos kräftiger Hand in das Wespennest des dortigen Ränberunwesens. Und da die vornehmen Adelsfamilien seiner Kirchenprovinz mit den Straßenräubern nach Art der sicilianischen Mafia zum Theil unter einer Decke spielten, und ein Cavalier sich einmal herausnahm, in Pectis eigenem Hause mit Beschwerden in Rom über die Kühnheit seines Regiments zu drohen, da ließ der Delegat den Herrn nicht mehr heraus, sondern setzte ihn bei Wasser und Brot so lange fest, bis die Ränberbanden gesprengt waren, und deren Verbündete sich überzeugt hatten, daß mit dem jungen Manne nicht zu spaßen sei. Mit gleicher Energie als Legat in Spoleto und Perugia, als Nuntius in Brüssel, als Erzbischof in Perugia, als Camerlengo während des Conclaves, zu welcher Stellung Pius IX den bei Hofe gefürchteten Cardinal Gregors XVI erst berufen hatte, als der eiferfüchtige Antonelli aus

der Welt geschieden war, als selbstdenkender und selbstthätiger Papst während der wenigen Wochen seiner Regierung, in allen diesen Stellungen hat Gioachino Pecci bewiesen, daß er aus den Bergen stammt, wo Gott das Eisen wachsen ließ. Würdte er nun in der hohen Stellung, die ihm beschieden ist, zeigen, daß er auch ein Auge und ein Herz hat für das wahre Wohl seiner Kirche, die von ihren Leitern seit Jahrhunderten so traurige Irrwege geführt ist!

Ein Jahr vor unserem Besuche in Carpineto war der Cardinal Pecci als Erzbischof von Perugia auf einige Wochen in das „Schloß“ seiner Väter eingelehrt und hatte alle Carpinetaner durch die Herablassung und Leutseligkeit entzückt, mit der er sich seiner Jugendgepielen und Jagdgenossen aus der Vergangenheit erinnerte. Daß freilich die Wiege eines Papstes in dem öden Neste gestanden, das ahnte damals noch kein Mensch. Und auch uns war es durchaus nicht weltgeschichtlich zu Muth, als wir das wunderschöne Thal wieder hinab und dann die steile Höhe nach Segni hinauf wanderten. Das alte Signia mit den großartigsten cyclopischen Bauten, die ganz Italien aufzuweisen hat, muthete uns viel historischer und ehrwürdiger an, als der schmutzige Adlerhorst Carpineto. Nachträglich erfüllt's aber doch mit einer gewissen Genugthuung, mit eigenen Augen die Stätte gesehen zu haben, wo nach der Weissagung des Malachias „das Licht vom Himmel“ aufgegangen ist. Denn „lumen de coelo“ heißt nach jenem alten Spruche, der Papst, dem die Völkerstadt Carpineto das Leben gegeben hat.

Am Familientische.

Ein todtter König.

(In dem Bilde auf S. 445.)

Seit die Franzosen Algerien besetzt haben, haben sie einen ebenso langwierigen als erfolgreichen Krieg gegen die Ränber geführt — gegen die zweideutigen sowohl als gegen die vierbeinigen. Die Erheren, die hier Jahrhunderte lang ein sicheres Versteck fanden, sind ganz verschwunden, und auch die letzteren finden sich nur noch in wenigen Exemplaren. Kein Ränber — ist doch auf ihren Kopf ein Preis gesetzt, der hoch genug ist, um die Habgucht der Jäger über ihre Furchtsamkeit den Sieg davon tragen zu lassen. Wo sich noch ein Döwe zeigt, ziehen diese in großen Haufen aus, und — viele Kraber sind des Löwen Tod. Ist dieser erledigt, so wird der Kadaver im Triumph heimgebracht und das Schußgeld eingezogen.

Eine solche Scene stellt unser Bild dar. Glückliche Jäger bringen auf einem Eselchen den todtten König der Thiere vor das „bureau arabe“. Ein paar junge Offiziere von den chasseurs d'Afrique sind vor die Thüre hinausgetreten, um die seltene Beute zu betrachten. Die Kraber ihrerseits schreiten heute stolz einher, denn Ruhm und Geld sind nicht leicht verdient.

Unäges aus erster Zeit.

Bei dem lebhaften Interesse, mit dem seitens der Leser des Daheim die persönlichen Erinnerungen aus den Jahren 1848—50 verfolgt worden sind, dürfen vielleicht auch meine persönlichen Erinnerungen an jene Zeit nicht ganz unwillkommen sein. Spiegelt sich doch auch in ihnen jenes wunderbare Gemisch von Verstand und Launen wieder, das für jene Zeit so charakteristisch ist.

Wie ein Wirbelwind brauste das tolle Jahr über die deutschen Lande dahin, bis in die äussersten Winkel, in die kleinsten Städtchen und Dörfer hinein, überall gewohnte Verhältnisse über den Haufen werfend und klare Köpfe verwirrend. Ranfte sich doch mein alter Vater — er war Stadtrichter in einem märkischen Städtchen — einen langen Schlepplabel und wurde höchstkommandirender der gesammten Bürgerwehr des Städtchens, der Infanterie und der Kavallerie. Letztere, ausschließlich aus wohlhabenden Adlern gebildet, gewährte einen ganz stattlichen Anblick. Die Wehrmänner waren mit grünen Hosen uniformirt, gut beritten und führten als Waffen Lanzen, welche mitten in der schwarz-roth-goldenen Zeit mit schwarz-weißen Fähnchen geziert waren. Ich habe den alten Herrn noch deutlich vor Augen, wie er im schwarzen Leibrock und hohen Cylinder, mit dem eisernen Kreuze auf der Brust, mit gezücktem Schwerte vor dem windschießen Rathhause stand, um bei der Fahnenweihe die Parade über die gesammte Streitmacht des Städtchens abzunehmen. Das war aber der einzige dienstliche Akt, bei welchem er in Thätigkeit trat. Bald darauf brachte man ihm, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, eine Kagenmusik. Da trat der Alte mit grimmigem Gesicht mitten unter die Musikanten, bedankte sich für die ihm erwiesene Aufmerksamkeit und warf den Säbel in die Erde.

Um diese Zeit war ich Primaner in einem anderen märkischen Städtchen, nicht weit von der pommerischen Grenze. Auch in diesem

sonst so friedlichen Erdennickel traten bedrohliche Anzeichen des heran nahenden Umsturzes hervor. Ein überspannter Postsekretär berief eine Volksversammlung und hielt eine blutrothe Rede, und noch an demselben Abende zwangen die Maurergesellen den alten Landrath, mit ihnen Brautwein zu trinken und mit ihren Weibern zu tanzen. Dunkle Gerüchte über allerlei Schreckliches, das sich in den benachbarten Distrikten zugetragen haben sollte, liefen von Munde zu Munde. Grund genug, um auch in unserem Städtchen alle „besonnenen Elemente“ zum Schutze der bedrohten Ordnung anzukurven. Alt und Jung, Adrbürger, Beamte und Handwerker, selbst der die Posthalter, kurz alles, was irgend eine Ahrnte oder einen Säbel zu schleppen im Stande war, eilte zu den Waffen, welche das Landwehrzeughaus in Form von alten Musketen hergab, und an die Spitze der sich bildenden Bürgerwehr stellte sich ein alter Oberlieutenant a. D. — Wir hätten keine richtigen Schulungen sein müssen, wenn wir die sich bietende schöne Gelegenheit, die Schule zu schwänzen, nicht benützt hätten. Auch wir boten dem Vaterlande unsere Dienste an, und sie wurden angenommen.

Auf dem Gymnasium herrschte gerade eine Art Interregnum. Der Direktor hatte sich pensioniren lassen, und bis zur Wiederbesetzung der Stelle wurde dieselbe vom alten Prorektor versehen, welcher ein starker Lateiner, aber ein schwacher Mann und Lehrer war. Als er einige schätzerne Einwendungen gegen unsere freiergerischen Absichten erhob, wurde ihm klar und bündig bewiesen, daß das Vaterland unsere Kräfte brauche, und mit den weisen Worten: „Ei nun, ich glaube, das Vaterland könnte auch ohne Sie fertig werden.“ ließ er gehehen, was er zu ändern zu schwach war. So warfen wir denn Tacitus und Euripides in die Erde und griffen zur Muskete. Zwar hatten wir die Güte, die Schule wie zuvor zu besuchen, wenn wir gerade keinen „Dienst“ hatten; so wie aber das Alarmsignal ertönte, liefen wir Schule Schule sein, und der Lehrer hatte das Nachsehen. Und alarmirt wurde sehr oft, bald zum Exerciren, bald zum Felddienstübun. Dazu kamen noch zahlreiche Festlichkeiten, Fahnenweihen in den benachbarten Orten, Bürgerwehrtage, Volksfeste und andere Gelegenheiten, welche unter der Maske des „Dienstes“ gewissenhaft von uns zur Gewinnung von Bummeltagen benützt wurden.

Wir waren ein stattliches Corps und bildeten einen besondern „Zug“. Um uns auch einer äußerlichen Gleichheit zu beseitigen — denn innerlich fühlten wir uns bis in den Tod verbunden — hatten wir uns alle graue Filzhüte mit Federn zugelegt. So mancher Hut so mancher Schwester und Mutter wurde geplündert, so mancher Wehrlicher des Hühnerhofes wußte bei lebendigem Leibe die Fieder seines Schweifes lassen, um unsere Bürgerwehrtüte zu schmücken. Unser nächster militärischer, oder vielmehr „bürgerwehrtlicher“ Vorgesetzter war ein ziemlich verkommenen Schuster, der aber den Vorzug besah, einstmals Unteroffizier gewesen zu sein. Um seine Würde zu erhöhen, wurde auf gemeinamte Kosten ein extrahöher Filzhut mit gelber Messingseibe, mit vielem Anstande zu tragen wußte. Dieser würdige Herr also hatte die dankbare Aufgabe, uns in den ersten Regeln der Kriegskunst zu unterweisen, dankbar namentlich insofern, als unsere stets wohlgefüllten Feldflaschen gebrannte Wasser der verschiedensten

Art hergaben, welche sich der glühendsten Verehrung unseres Schüßers erfreuten.

Eines schönen Tages war unser „Zug“ auf dem Marktplatz angetreten, um demnächst zum Exerziren abzurücken. Unser Schütze stand dreibeinig mit dem Federhute auf dem Kopfe und mit gezücktem Schwerte vor der Front, als der Schulrath sich nahte, welcher eben zur Inspektion des Gymnasiums anwesend war. Wir nannten ihn „Malchus“, weil ihm in den Freiheitskriegen ein Ohr abgehauen worden war. Schulrath Malchus also kam auf uns zu, vielleicht nicht ohne die Absicht, sich einmal eine Prima in Waffen in der Nähe zu betrachten. Unser Schütze aber kommandirte mit gewohnter Geistesgegenwart: „Still gestanden! Gewehr auf! Achtung, präsentirt das Gewehr!“ Und Schulrath Malchus nahm den Hut ab, ging verlegen lächelnd vorüber und begab sich nach dem Gymnasium. Die Prima aber rückte unter Führung ihres Schüßers zur Felddiensthilfe ab. Da wurden denn große Thaten vollbracht. Wir exerzirten immer „im Feuer“. Als eines Tages die mandirirenden Abtheilungen in der Dipe des Gefechtes zu nahe an einander gerathen waren, erhielt ein Drechslergeselle einen Schuß mit einem Gradykopsen ins Gesicht, daß er kopfüber in einen Graben stürzte, und mit furchtbar verschwollenem Gesichte nach Hause getragen werden mußte.

Inzwischen wurde der erste Thätendurst sehr bald gestillt; auch mochte der angehoffene Drechslergeselle abführend auf den Feuertreter so manchen Bürgerwehmannes gewirkt haben; genug, die Reihen derer, welche sich zu den Felddiensthilfen stellten, wurden immer lichter, und bald beschränkte man sich auf die Sorge für die Sicherheit des Städtchens. In diesem Zwed zogen allabendlich etwa zwanzig Mann auf Wache, stellten Posten aus, und entsendeten zahlreiche Patrouillen durch die im tiefsten Frieden schlummernden Straßen der Stadt. Niemand hörte die nächtliche Stille, wenn nicht Wassergelirr der Bürgerwehr.

Auch an unseren „Zug“ kam die Reihe, für die nächtliche Sicherheit des Städtchens zu sorgen. Das geschah gerade an einem Tage, an welchem der frühere, bei den Schülern sehr beliebte Direktor des Gymnasiums zum Besuche anwesend war. Er wohnte in einem Gasthause an der Markte, schrägüber vom alterthümlichen Rathhause, welches mit seinem zerklüfteten gothischen Giebel hoch über die Bürgerhäuser emporragt. Vor diesem Giebel, rechts und links vom Portale standen abends zwischen neun und elf Uhr zur Sicherung der städtischen Kammerkassette mein Freund Albert — er ist jetzt Stadtgerichtsrath in Berlin — und ich auf Doppelpoßen. Es wurde still auf den ohnehin niemals sehr belebten Straßen. Auch unser, im übrigen sehr reglementwidriges Gepolander verstummt. Schweigend und frostig im scharfen Zugwinde schritten wir auf dem holprigen Straßenpflaster auf und nieder, und legten die schwere Mäntel heutzutage bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter. Eben im Begriff, nicht allzu trostreiche Betrachtungen über die Natur des Wachdienstes anzustellen, hörten wir in der Ferne ein Geräusch wie von den Tritten zahlreicher Menschen. Näher und näher kam das Geräusch, und endlich unterschieden wir in der Dunkelheit einen großen Trupp von Männern, der gerade auf uns zukam. Was hatte das zu bedeuten? War es am Ende gar auf die Kasse abgesehen, welche unserer Wachsamkeit anvertraut war?

Die sich im pochenden Herzen regende Beforgniß war umsonst. Wir erkannten den friedlichsten aller Sterblichen, den braven Stadtmusikus, welcher an der Spitze seiner Kapelle und gefolgt von einer Schillerchor in tiefstem Schweigen dem vorerwähnten Gasthause zuschritt. Es handelte sich, wie uns sofort einleuchtete, um ein Ständchen, welches man dem alten Direktor brachte. „Donnerwetter, da möchte ich auch dabei sein!“ rief ich aus.

„Ja, wenn das verwünschte Postenfischen nur nicht wäre,“ pflichtete Freund Albert bei.

Inzwischen ertönte eine melodische Weise nach der andern. Eben wurde die Gnadenarie, das Lieblingsstück des Stadtmusikus, von einer lustigen Kolta abgelöst. Da erschien Licht, das Fenster öffnete sich, und eine dunkle Gestalt erschien in der Dämmerung. „Das ist der Alte! Er hält eine Rede! Das müssen wir hören!“ so riefen die beiden Sicherheitswächter wie aus einem Munde, und wie auf Kommando stellten wir die schweren Mäntel an die Wand, ließen Posten Posten und Kasse Kasse sein, ließen spornstreichs über den Markt, stimmten wacker in das Hurrah ein, welches der Rede folgte, und kehrten alsdann sehr zufrieden mit unseren Thaten auf unsern Posten zurück.

Aber was hatte denn das zu bedeuten? Unsere Gewehre waren

verschwunden! Wir tasteten mit den Händen die dunkle Wand entlang. Vergeblich! Wir zündeten Streichhölzchen an, aber nur, um uns bei ihrem Aufblitzen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß der Ort wirklich leer war, an welchem unsere stolzen Waffen gestanden hatten.

„Na, das ist eine schöne Geschichte,“ jagte Freund Albert, und ich wiederholte mechanisch: „Das ist eine schöne Geschichte!“

Allmählich dämmerte in uns das Bewußtsein der Dummheit auf, die wir begangen hatten. Trostlos und mit leeren Händen standen wir da und starrten in die Dunkelheit der Nacht. Da schlug es elf Uhr. Gleichmäßige Schritte nahen sich; die Ablösung kam. „Nun kommt's zum Klappen,“ jagte ich.

„Ei laß nur,“ erwiderte Freund Albert, „fressen kann uns keiner.“

„Kerl, wo habt Ihr die Gewehre?“ schnauzte uns der Führer der Ablösung an.

„Ja, wenn wir das wüßten!“ lautete die Antwort. Aber es half nichts, wir mußten heraus mit der Wahrheit. Der Führer der Ablösung — jetzt ist er Kreisgerichtsrath in der Provinz Preußen — war ein sehr dienstfertiger Bürgerwehmann. Er belegte uns mit nicht allzu schmeichelhaften Titeln, wir blieben ihm die Antwort nicht schuldig, und endlich machte er Wiene, uns als Arrestanten abzuführen. Das war uns denn doch zu bunt. Wir rissen aus, einer nach rechts und der andere nach links, und die Mannschaften der Ablösung säumten mit lautem Hallo und „Halt ihn, halt ihn!“ schreiend hinter uns drein.

Aber wir waren hinter als unsere Verfolger. Jeun Minuten später zog ich mir die Weltbede über den Kopf und schielte trotz bösen Gewissens den Schlaf des Gerechten. Auch Freund Albert war den Hälsen glücklich entronnen, wie er mir am nächsten Morgen in aller Frühe mittheilte. Um allen Weiterungen vorzubeugen, gaben wir aus freien Stücken die Erklärung ab, wir würden nicht mehr mitspielen, und die Fünften bezahlen. Indessen brauchte das Attentat auf den Geldbeutel unserer Eltern, welches die Bezahlung der Gewehre zur Voraussetzung hatte, nicht ausgeführt zu werden, denn dieselben kamen wieder zum Vorschein. Ein ehrlicher Klempnermeister, der neben dem Rathhause wohnte, und uns mit misstrauischen Augen beobachtete, hatte sie in Sicherheit gebracht.

Das war das wenig rühmliche Ende meiner Laufbahn als Bürgerwehmann. Dasselbe brachte mir und meinem Freunde Albert die gründliche Verachtung unserer Kommilitonen, aber die warme Juncigung unseres würdigen Prorektors.

„Ei nun,“ jagte der alte Herr, indem er sich das schwarze Käppchen in den Nacken schob, „da sind doch wenigstens zwei von meinen Primanen wieder vernünftig geworden.“

Wir nahmen dies unverdiente Lob stillschweigend hin. Viel vernünftiger wir nicht durch unser jähes Ausscheiden aus der bewaffneten Macht. Bald darauf löste sich die ganze Bürgerwehr in Wohlgefallen auf.

Arnold Friedrich.

Erfüllung unserer Weihnachtswitte.

Es wird die Leser des Dahcim interessiren zu erfahren, daß die in Nr. 16 d. Bl. veröffentlichte „Weihnachtswitte“ in der erfreulichen Weise erfüllt worden ist. Es sind dem Wittsteller nicht weniger als fünfzehn Anerbietungen wegen Aufnahme jener Waisen aus allen Theilen Deutschlands, ja selbst der Schweiz zuegegangen, die es ihm aufs rührendste bekundeten, daß wahrhaft christliches Erbarmen, Gott sei Dank! noch in weiten Kreisen unseres Volfes zu finden ist. Sämmtliche drei Doppelpoßen haben bereits in christlichen Familien, zwei in der Mark Brandenburg, eins in Thüringen, eine glückliche zweite Heimat gefunden. Allen den lieben Familien aber, die der armen Verlassenen sich zu erbarmen so freudig bereit waren, innigsten Dank und Gottes reichsten Segen!

A. Wuttig, Pfarrer.

Inhalt: Das Buch Strach. (Schluß.) Reichsstadnovelle von G. Böhm. — In den Buchstufabriken der Niederlausitz. Von Dr. Edm. Bedenstedt. — Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Theodor Fontane. — Ein Ausflug nach Carpintero, der Gebirgsstadt Leos XIII. Von Leopold Witte. — Gnom und Nachtigall. Gedicht von August Sturm. In dem Bilde von Freiesleben. — Am Familientische: Ein toder König. In dem Bilde von Albert Richter. — Lustiges aus erster Zeit. Von Arnold Friedrich. — Erfüllung unserer Weihnachtswitte. Von A. Wuttig.

Unsern neu eingetretenen Abonnenten.

zur Nachricht, daß die vorhergehenden zwei Quartale des laufenden Jahrganges — das letzte enthält den Anfangstheil des Fontaneschen Romans: „Vor dem Sturm“ — noch vollständig zu haben sind und durch alle Buchhandlungen und Postämter, event. auch von uns direkt, für den gewöhnlichen Preis von 2 Mark pro Quartal nachbezogen werden können. Für diejenigen Postabonnenten, welche ihre Bestellung auf das laufende Quartal zu spät gemacht, und daher die erste Nummer dieses Quartals (Nr. 27) nicht erhalten haben, bemerken wir, daß solche auf besonderes Verlangen und gegen Zahlung der Bestellgebühr von 10 Pf. von ihrem Postamt nachgeliefert wird. Wir bitten also, betreffenden Falls diese Nachlieferung zu veranlassen.

Dahcim-Expedition in Leipzig.

Herausgeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Dahcim-Expedition (Schlagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Die Eskimofamilie im zoologischen Garten zu Berlin. Nach dem Leben.

Die Eskimos in Deutschland.

Die Zeitungsleser, (und wer ist das jetzt nicht?) werden schon seit Beginn des jetzt vergangenen Winters in vielen deutschen sowohl wie Pariser Zeitungen ab und zu Mittheilungen über die seit dieser Zeit in Deutschland und Paris gezeigten Eskimos gefunden haben, ja selbst der Kladderadatsch hat sie, und zwar in wohlwollender Weise in die ihm übliche launige Behandlung genommen; Alles dies ist schon Beweis genug, daß das Publikum es hier keineswegs mit dem seit langen Jahren bis zum Uebermaß überhand genommenen Bilderschmudel zu thun hatte, sondern hier eine gezielte Schauausstellung vorliegt. In der That bildet diese gegenwärtig in Dresdenener Zoolog. Garten gezeigte Eskimosgruppe ein ganz bedeutendes Glied in der Reihe der ethnographischen oder völkerkundlichen Unternehmungen, welche der Hamburger Thierhändler C. Hagenbeck ins Werk setzt, und ich erlaube daher sehr gern den Wunsch der Redaktion, zu dem lebendigen Bild einig erläuternde Worte zu schreiben, da ich vielleicht auch hierdurch dem beitragen kann, daß diese in ihrer Art offenbar bahnbrechenden Schauausstellungen immer mehr die verdiente Geltung erhalten.

Zwei große Mängel, wovon der eine aus dem andern hervorgeht, haben bisher stets die Vorführungen von Angehörigen fremder Menschengattungen gehabt, selbst wo dieselben acht waren: der erste war, daß man stets nur die Menschen, also ohne die ihnen eigenthümliche Umgebung, an Wohnungen, Geräthen, Waffen, Hausthiere u. s. w. in ihrer Zusammengehörigkeit zeigte, woraus der zweite Mangel hervorgeht, daß es deswegen unmöglich war, diese Leute in den ihnen eigenthümlichen Beschäftigungen, in der Anwendung ihrer Geräte, Hausthiere u. s. w. zu sehen. Einen Anfang an diese Zusammengehörigkeit findet man in einer seit einer Reihe von Jahren herumgeführten Lappländergruppe, die aber durch die Kleidung und Waffen u. s. w. als Eskimos gefälscht sind, und daher das Publikum in höchst tadelnswerther Weise erst recht irre führen. Den ersten Anfang einer derartigen vollständigen und wahrheitsgetreuen Vorführung machte Herr Hagenbeck vor 3 Jahren mit seinen Lappländern, die er mit Zelten, Schützen, Geräthen, Hunden und einer ganzen Rentthierherde in Deutschland zeigte. Ihnen folgten die Nubier, welche er wiederholt nach Europa brachte und als drittes und gelungenstes Glied dieser Folge sind es jetzt die Eskimos, dem wir nun näher treten wollen.

Es sind drei erwachsene Männer und die Frau des Einen nebst ihren zwei kleinen Kindern, beide Mädchen, wovon das Eine noch Säugling ist. Sie wohnen in ihrer charakteristischen Winterwohnung, die ihnen überall, wo sie gezeigt werden, extra gebaut wird. Außerdem sind noch zwei mit zusammengeknähten Seccundenellen bedeckte Sommerzelte aufgestellt. Mit sich haben sie gebracht, acht Schlittenhunde, von denen zwei mitten im Winter Junge geworfen haben, außerdem zwei Schlitten, zwei Kajaks (Jagdboote) ein Umiaq (Zwanenboot), ihre Jagdwaffen, und außerdem eine prächtige Sammlung ethnographischer Gegenstände, unter denen eine Anzahl von zierlichen Modellen, von Eskimos gearbeitet, noch besonders interessant ist.

Es ist keineswegs leicht gewesen, diese Expedition, denn so kann man das Unternehmen wol nennen, durchzuführen, denn ganz abgesehen von der bedeutenden Geldsumme, die hier an ein in Bezug auf sein Gelingen noch sehr zweifelhaftes Projekt gewagt wurde, traten ganz unerwartete Schwierigkeiten hervor. Die dänische Regierung, welche bekanntlich im Besitz Grönlands ist, gab ihre Erlaubnis zu der Sache erst, nachdem Herr Hagenbeck sich verpflichtet hatte, die betreffenden Eskimos nach Ablauf des Winters mit dem zu bestimmter Zeit nach Grönland fahrenden Regierungsschiff wieder zurückzuführen, und er mußte als Bürgschaft dafür eine namhafte Summe in Kopenhagen niederlegen. Diese gewünschte Bürgschaft ist übrigens ein Beweis, daß die dänische Regierung ihre Pflegebefohlenen nicht schüttslos lassen wollte, sondern denselben auch so ihre Sorge und ihr Wohlwollen widmet. Aber die eigentlichen Schwierigkeiten begannen erst in Grönland selbst. In allen südlichen Kolonien war feiner der dortigen Eskimos zum Mitgehen zu bewegen, obgleich dieselben bekanntlich durch den Umgang mit den Dänen keine eigentlichen Wilden.

Der zum Anwerben der Gruppe von Herrn Hagenbeck nach Grönland gesandte Agent ließ sich aber dadurch nicht entmuthigen, er ging an der Westküste Grönlands, die am dichtesten bewohnt ist, von Kolonie zu Kolonie immer nördlicher, und fand endlich in Jacobshaven, einer der nördlichsten Kolonien, die zur Keise willigen Leute. Aber hier entstanden andere Schwierigkeiten, denn die beiden dänischen Pfarren, welche in dieser großen Niederlassung wohnen, und von denen der eine nach Norden, der andere nach Süden seinen Wirkungskreis ausdehnt, traten dem Unternehmen entgegen, indem sie sich laut dagegen aussprachen, diese einfachen Leute ihrer Heimath und ihrer gewöhnlichen Lebensweise zu entziehen und gleich wilden Thieren den Europäern zu zeigen. Bei dem großen Einfluß der Geistlichen schien das Ganze nun noch daran scheitern zu sollen. Aber der Agent suchte jetzt selbst die Geistlichen für die Sache zu stimmen, er stellte ihnen, besonders dem einen Hauptwiderständer vor, daß es sich hauptsächlich darum handle, die Europäer durch den Augenschein davon zu überzeugen, daß die unter der dänischen Herrschaft lebenden Eskimos keineswegs die Wilden seien, für die man sie halte, wies dabei auf die mitzunehmende ethnographische Sammlung hin, zu welcher er selbst von dem Pfarrer einige zierliche Modelle kaufte, und so gelang es endlich, auch dieses Hinderniß zu beseitigen. Nachdem die ganze Sammlung zusammengebracht war, bestiegen Herr Eskimo Etabal mit seiner jungen höchsten Frau, deren Sprößlinge, und den beiden Fremden unter Leitung ihres Führers, des Agenten, welcher natürlich die Eskimosprache spricht, das abgehende Regierungsschiff und kamen im September des vorigen Jahres glücklich in Kopenhagen an. Dort hat sie aus Erkenntlichkeit gegen die Regierung Herr Hagenbeck einige Tage unentgeltlich dem Publikum gezeigt, und sodann nach Hamburg gebracht. Dort wie hier fanden sie einen mostenhaften Zulauf, und die Räume der als Hamburger Schenswürdigkeit in diesem Blatte zuerst geschilderten Hagenbeck'schen Handlung waren Wochenlang von Tausenden gefüllt. Ueberall machte die junge Frau in ihrer originellen Tracht, den engen Seccundenhosen u. s. w. das meiste Aufsehen, besonders wenn sie ihr Kleinstes in der Fellkapuze auf dem Erboden maß, aber auch das Schlittenfahren mit den in einer Reihe nebeneinandergepackten Hunden (leider diesen ganzen Winter fast nur auf dem Erboden möglich), das Fahren im Kajak mit dem bekannten Umbrechen im Wasser, und das Werfen mit den originellen Harpunen waren ganz ungewohnte und überraschende Schaupiele. Von Hamburg aus wurden daher

die Eskimos von dem berühmten Direktor des Pariser Jardin d'acclimatation, St. Geoffroy St. Hilaire direkt nach Paris geholt, wo sie ungefähr zwei Monate lang das Tagesgespräch der Pariser waren, und manchmal an einem Tage gegen 100 Franken an direkten Geschenken erhielten. Dieses Auftretenlassen solcher ethnographischen Gruppen im dortigen Zoologischen Garten, wie es der Direktor Geoffroy schon mit den Nubiern unter vollständigem Zulauf der Pariser begann, ist entscheidend in den Göttemaden solcher Volksgruppen geworden, denn auch die deutschen Zoologischen Gärten haben sich nun entschlossen, ihr Programm nach dieser Seite auszuweiten um sich neue Einnahmen dadurch zu schaffen. Wie so oft im Leben, wirkt auch hier die Begehrtheit, denn dadurch, daß eine solche Schauausstellung in einem solchen Institut gezeigt wird, gewinnt sie ein durchschlagendes Vertrauen bei dem größten Theil des Publikums und wird in viel höherem Grade aufgeführt. So sind auch unsere Eskimos mit großem Erfolg nach Paris in den Zoologischen Gärten von Brüssel, Köln, Berlin gezeigt worden, sind jetzt im Zoologischen Garten zu Dresden und werden laut Uebereinkunft vor ihrem Abgang nach Kopenhagen noch einige Zeit im Hamburger Zoologischen Garten gezeigt werden. Wie sehr unsere Vorstellungen von diesen unter der dänischen Herrschaft lebenden Eskimos zu verdrängen sind, mögen die des Raumes wegen nur noch kurzen Bindendeutungen beweisen, daß diese mit ihrer formlosen Fellkleidung so wild aussehenden Leute alle Christen sind, daß sie in aller Form von dänischen Pfarrern getauft, konfirmirt, getraut und begraben werden, daß sie von angeordneten Lehrern, welche man in einem grönländischen Seminar dazu vorbereitet, unterrichtet werden, und zwar im Lesen, Schreiben, Rechnen, etwas Geographie, Geschichte und Naturgeschichte, daß sie sogar im Verkehr mit der Regierung (dieselbe hat das Monopol des dänischen Papiergeldes, welches eigens für sie angefertigt wird, gebrauchen, und daß z. B. der schon erwähnte Herr Etabal eine gar nicht üble Handschrift hat und mehr kann man doch kaum verlangen.

S. Deutemann.

Umschau in fernen Landen.

Aus einem Lande, das erst seit 1871 den Russen gehört und wenig bekannt ist, berichtet soeben der Ungar Ufalow, welcher im Auftrage der französischen Regierung Central-Asien besuchte und nun nach Paris zurückgekehrt ist. Wir meinen den Distrikt Kuldicha, der ehemals die chinesische Provinz Shi bildete und, so recht im Herzen Asiens gelegen, das breite Thal des Jiliffusses nebst seinen Seitengewässern umfaßt. Leichter werden die Leser orientirt sein, wenn wir noch hinzufügen, daß der Shi in den großen Binnen-See Balkasch mündet. Der Distrikt ist mit einer ziemlich starken Truppenmacht besetzt, da ringsum das Land sich im grünlächsten Zustande befindet und ein allgemeines Rauben und Morden, ein Krieg aller gegen alle stattfindet. Die Chinesen, welche früher hier vertrieben wurden, sind jetzt wieder im Borrücken begriffen und vor kurzem erst haben sie das seit Jahren von ihnen getrennte Reich Kalkhar oder Schirkestan wieder erobert. Solche centralasiatische Kriege hinterlassen die furchtbarsten Spuren; sie bedeuten allemal Ausrottung der Menschheit und totale Verwüstung.

Ufalow entwirft uns vom Jiliffale, das auch unter den Kriegen und Aufständen zu leiden hatte eine geradezu entsetzlich anmuthende Schilderung. Der Reisende durchzieht Duzende vollständig zerstörter und verödeteter Ortschaften; die fruchtbaren Felder sind unbesäet und mit Unkraut bedeckt; die Bewässerungskanäle trocken. Früher zählte das Land 2 Millionen Einwohner, jetzt aber nur noch höchstens 130,000. Während Städte wie Kuldicha oder Shi mit 300,000 Einw., Kachigandabich mit 100,000 und Schimpanji mit 50,000 sind so vollständig verwunden und ausgezündet, daß nur noch ein paar Trümmerhaufen davon übrig blieben. Die zahlreichen gewerblichen Stätten sind verbrannt worden und die fleißige Bevölkerung Männer, Weiber und Kinder ausgezogen. Nur junge Weiber und Mädchen sparte man als Beute für die Sieger auf. Der fruchtbarste Theil von Kuldicha wird von Tarantichis und Dunganen bewohnt, die sich in den den Chinesen abgenommenen Wohnungen niedergelassen und einen erträglichen Handel mit all den Dingen treiben, die sie den Besiegten gestohlen haben. Die Dunganen sind chinesische Mohammedaner, welche durch Mischung mit Kirgisen und Tarantichis sich zu einem eigenen Typus herausgebildet. Zu diesen Völkern kommen noch Kirgisen, Sibo, Solonen, die Nachkommen alter chinesischer Militärkolonisten, Chinesen, Russen, Tataren, Hindus, Afghanen und die nirgends fehlenden Juden — eine bunte, sich mischende oder abstoßende Bevölkerung, die in offenem Kampf unter einander ausbrechen würde, wenn nicht zum Segen und Vortheil des Ganzen Rußland seine starke Faust auf das schöne fruchtbare Land gelegt hätte und mit seinen Kosaken hier eine seiner schönsten Kulturaufgaben erfüllte.

Aus Kairo schreibt man uns: Soeben wurde hier das „Fest des Propheten“, Mulid-en-Nebi, begangen, das sieben Tage dauert und mit dem barbarischen Gebrauche des „Dofch“ endigt, von dem ich diesmal mit eigenen Augen überzeugen konnte, nachdem ich die ganze Sache früher für ein Märchen gehalten hatte. Der große Scheich der Saadich-Derwische u. das Oberhaupt aller Derwischschaften befehlte bei dieser Gelegenheit seinen Schimmel und reitete über die Körper der Gläubigen hin, die sich vor ihm niederwerfen und Gebete für ihr zukünftiges Wohlergehen murmeln. Diesmal waren es etwa 400 Missethäter, die zu Ehren Allahs und des Propheten sich dieser Prozedur unterwarfen; sie lagen mit dem Gesichte nach der Erde zu und wurden von einigen gemanteten Kalfas zu einem lebendigen Pfaster kunstvoll arrangirt, worauf das Pferd mit dem Scheich Ahmed el-Audari über sie hinweg geführt wurde. Von allen Seiten war eine große Menschenmenge zusammengedrängt um dem Schauspiel beizuwohnen, auch die Krinsen und Minister waren erschienen. Der Schimmel war ein höchst handfestes Thier, gewiß 16 Faust hoch und mit breiten einheimischen Hufeisen beschlagen, mit denen es über die etwa 200 Ellen lange Brücke aus Menschenfleisch hinschritt, wobei mancher kräftige Tritte erhielt, die meisten aber ungetreten davon kamen.

In Shepheard's Hotel, wo ich logirte, ist ein arabischer Diener, welcher bereits dreimal ungestraft und ungetreten das Dofsch mitmachte. Diesmal kam Mustafa ganz vergnügt lächelnd zurück und rief aus: „Wieder nicht getreten“.